Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk., pränumerando durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 76. Nebra, Sonnabend, 21. September 1901. 14. Jahrgang.

Die Burenrepubliken und der Schiedsgerichtshof.

Vor einigen Tagen ist dem Verwaltungsrat des permanenten Schiedsgerichtshofes im Haag folgende Adresse zugegangen:

Die unterzeichneten Bevollmächtigten der Südafrikanischen Republiken haben die Ehre, im Auftrage dieser beiden Staaten Ihre Aufmerksamkeit auf folgendes zu lenken:

Am 9. April d. empfingen die Vertreter der beiden Staaten von dem damaligen Vorsitzer Ihres Rates die Mitteilung, daß der permanente Schiedsgerichtshof im Haag errichtet sei. Dabei wurde die Aufmerksamkeit in der Hauptsache auf die Bestimmungen der Haagschen Konvention vom 29. Juli 1899 betreffs der friedlichen Beilegung internationaler Streitfragen gelenkt, denen zufolge der Schiedsspruch des permanenten Hofes sich auch auf Streitfragen zwischen Mächten erstrecken kann, die den Vertrag nicht unterzeichnet haben, oder auch zwischen Mächten, von denen die eine den Vertrag nicht, die andere wohl unterzeichnet hat.

Sofort nach Empfang dieser Mitteilung ist im Namen der Regierung der beiden durch die Unterzeichneten vertretenen Staaten an Se. Exzellenz den damaligen Vorsitzer Ihres Rates die Mitteilung ergangen, daß die Regierungen sich glücklich erachten würden, falls der in Südafrika geführte Krieg durch einen Schiedsspruch des Hofes beendet werden könnte.

Da der Krieg nun beinahe zwei Jahre gedauert hat und das Ende desselben nicht anders zu erwarten ist als längs des Weges, den die Mächte noch vor kurzem als das entscheidende und dabei billigste Mittel bezeichnet haben, um internationale Streitfragen zu schlichten, nämlich durch Schiedsspruch, muß die Wünschenswürdigkeit einer solchen friedeliebenden Beendigung für beide Parteien stets mehr anerkannt werden.

Die Unterzeichneten glauben deshalb, das schon vor Ausbruch des Krieges an Sie gerichtete und durch England verworfene Gesuch wiederholen zu müssen.

Die Unterzeichneten haben dabei auch die Frage im Auge, ob England mit Recht behauptet, daß durch beide Republiken Thaten verrichtet worden sind, die darauf abzielen, das englische Element in Südafrika zu unterdrücken oder von dort zu vertreiben, und, im allgemeinen, ob sich die Republiken irgend welche Handlung haben zu schulden kommen lassen, die nach internationalen Begriffen England das Recht gäbe, ihnen ihre Unabhängigkeit abzuerkennen.

Die Unterzeichneten wiederholen das damals ergangene Gesuch jetzt mit mehr Vertrauen, da der permanente Schiedsgerichtshof auf Antrag Englands selbst ins Leben gerufen worden ist, und da der Vorsitzer Ihres Rates ihre Aufmerksamkeit auf die oben vermeldeten Bestimmungen des Art. 26 der Haagschen Konvention gelenkt hat.

Die Unterzeichneten fügen an Obenstehendes noch hinzu, daß England schon bei Anfang des Krieges damit begonnen hat und noch fortfährt, die allgemeinen, auch durch diesen Staat anerkannten und durch die Haagsche Konvention vom 29. Juli 1899 feierlich bekräftigten Kriegsbestimmungen zwischen zivilisierten Völkern mit Füßen zu treten.

Die Regierungen der durch Unterzeichnete vertretenen Staaten sind bereit, obiges betreffend den Beweis der Wahrheit anzutreten.

Da England fortfährt, die Verletzungen des Kriegsrechts zu leugnen, so glauben die Unterzeichneten, auch in dieser Streitfrage den Spruch des Permanenten Schiedsgerichtshofes verlangen zu müssen.

Die Unterzeichneten wissen, daß zur Erlangung eines solchen Schiedsspruches die Zustimmung Englands erforderlich ist, sie sind deshalb so frei, Ihren Rat zu ersuchen, diese Zustimmung zu erlangen, oder zu versuchen, solche durch Ihre Vermittelung oder die der durch Sie vertretenen Regierungen zu erlangen.

Zu diesem Schritt fühlen sie sich um so mehr ermutigt, als das Ganze mit dem großartigen Grundgedanken des Art. 27 vorgenannten Vertrags übereinstimmt.

Sollte die englische Regierung abschlägige Antwort erteilen, so würde sie zugeben, daß sie es nicht wagt, sich dem Schiedsspruch eines gewissenhaften, kundigen und unparteiischen Richters zu unterwerfen. Außerdem hat sie dann die volle Verantwortlichkeit für die Fortsetzung des ebenso schrecklichen wie nutzlosen Krieges zu tragen, und gibt sie stillschweigend zu, daß ihre Kriegsführungsweise den durch sie selbst bekräftigten Forderungen von Menschlichkeit und Zivilisation zuwider läuft.

In der Hoffnung ꝛc. (Unterschriften).

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Kaiser Wilhelm hat bekanntlich bestimmt, daß der Dolch von den deutschen See-Offizieren als Interimswaffe getragen werden soll. Diese Bestimmung ist als Erwiderung auf einen Befehl des Zaren anzusehen, der auf der Reede von Danzig bekanntgab, daß in der russischen Marine fortan der Spanier (Radmantel) nach deutschem Schnitt an Stelle der bisherigen grauen Offiziersplaidtots zu benutzen sei.

* Die Kaisermanöver leiden sehr unter dem schlechten Wetter. Der Kaiser telegraphierte am Dienstag nachmittag an die Manöverleitung etwa folgendes: Die Biwakplätze glichen Sümpfen, die von Bächen gespeist werden; Feuer anzuzünden sei unmöglich; die Mannschaften seien total durchnäßt; außerhalb der Chausseen sei überhaupt nichts zu passieren; infolgedessen sei am Mittwoch Ruhetag.

* Prinz Tschun hat sich am Dienstag früh zu dem sogenannten Fürstenzug, in dem sich auch die deutschen Fürstlichkeiten befanden, von Berlin aus in das Manövergelände begeben. Der Kaiser war in einem Sonderzug vorausgefahren.

* Keinerlei Trinksprüche politischen Inhalts sind, wie ein Berliner Lokalblatt aus sicherer Quelle versichern zu können behauptet, während der Danziger Kaiserzusammenkunft gewechselt worden. Bei der Tafel an Bord der „Hohenzollern" beschränkte sich Kaiser Wilhelm darauf, sein Glas mit den Worten: „Ich trinke auf das Wohl meines Freundes, S. M. des Kaisers von Rußland" zu leeren. Diesen Toast erwiderte Zar Nikolaus an Bord des „Standart" mit fast gleichlautenden Worten: „Ich leere mein Glas auf das Wohl meines Freundes, S. M. des deutschen Kaisers."

* Die Chinatruppen werden bei ihrer Landung in Bremerhaven in zwei Abteilungen gesondert. Diejenigen, welche krank sind oder während des Transports krank waren, finden in den Barackenlazaretten bei Bremerhaven Aufnahme. Alle andern werden nach Munster in Hannover transportiert und hier gründlich desinfiziert und gereinigt. Die Desinfektion erfolgt meist durch Formalindämpfe. Erst wenn sich dann durch bakteriologische Untersuchung der einzelnen Soldaten ergeben hat, daß sie vollkommen frei von Ansteckungskeimen sind, kommen die als unverdächtig befundenen zur Entlassung.

* Uebereinstimmend wird in mehreren Blättern wohl in einer Notiz offiziösen Ursprungs versichert, daß zur Zeit irgend welche amtlichen Anregungen zur Frage einer internationalen Bekämpfung des Anarchismus nicht vorliegen. Auch sei es wohl kaum richtig, daß die Frage eines gemeinsamen Vorgehens der Mächte gegen die Anarchisten bei der Danziger Kaiserzusammenkunft eine große Rolle gespielt habe, so daß schon, wie ein anderes Blatt berichtet hatte, in der nächsten Zeit dahingehende bestimmt formulierte Vorschläge und Maßnahmen die leitenden Kreise beschäftigen dürften.

* Die Folgen der industriellen Krise zeigen sich immer deutlicher und lassen für den Winter noch Schlimmes befürchten. Vorerst tritt die Not noch nicht so hervor, da der starke Bedarf an Arbeitskräften in der Landwirtschaft im August noch den Zuzug nach den Städten etwas hemmt. Mit dem vorrückenden Herbst wird sich aber das Abwandern der Landarbeiter in die großen Städte und der entlassenen Industriearbeiter aus dem Westen nach dem Osten drückend fühlbar machen.

Frankreich.

* Der Zar ist am Mittwoch auf französischem Boden in Dünkirchen eingetroffen und wurde auf der Reede vom Präsidenten Loubet begrüßt. In seiner Erwiderungsrede sprach der Zar von „befreundeten und verbündeten Nationen." Hoffentlich stört kein Zwischenfall die Festlichkeiten, die aus Anlaß des Zarenbesuches programmmäßig vor sich gehen.

* Aus Besorgnis vor einem Attentat hat der Marnepräfekt einen Polizeibefehl veröffentlicht, wonach während des Aufenthaltes des Zaren niemand die Straßen, die der Kaiser passiert, betreten darf. Die Fenstermüssengeschlossenbleiben. Alle Personen, die Fenster mieten, müssen der Präfektur bekannt gegeben werden. Diese Maßregeln rufen den allgemeinen Widerspruch der Bevölkerung hervor.

* Exminister Méline scheint eingesehen zu haben, daß für ihn im französischen Parteileben nichts mehr zu holen ist. Angeblich durch Trauerfälle in der Familie niedergedrückt, gab er seinen Entschluß kund, der Politik zu entsagen.

Italien.

* Der Papst befindet sich wohl, so versichert ein Wolffsches Telegramm aus Rom vom Montag mit dem Bemerken, das in Umlauf gesetzte Gerücht, der Papst habe während des Empfanges der französischen Pilger oder nach demselben einen Ohnmachtsanfall gehabt, sei unbegründet.

Holland.

* Die holländischen Generalstaaten (Kammern) wurden am Dienstag von der Königin Wilhelmina mit einer Thronrede eröffnet.

* Die sozialdemokratischen Abgeordneten in Holland beabsichtigen, gleich den Abgeordneten der anderen Parteien sich in das königliche Palais zu begeben, um dort den durch die Verfassung vorgeschriebenen Eid vor der Königin abzulegen. Vor vier Jahren haben die Herren van Kol und Toelstra das nicht gethan und gewartet, bis es durch königlichen Beschluß ihnen gestattet war, den Eid in die Hände des Vorsitzenden der zweiten Kammer abzulegen. Wenn sie jetzt „ins Palais gehen", so geschieht das, weil sie Gewicht darauf legen, daß sie sogleich mit den übrigen Abgeordneten ihr Mandat ausüben können.

Balkanstaaten.

* Zum französisch-türkischen Konflikt wird gemeldet, in den Athener politischen Kreisen werde versichert, die französische Regierung habe angeordnet, daß bei Verschärfung des Streitfalles mit der Türkei die Insel Rhodus besetzt werde, um diese bis zur völligen Genugthuung seitens der Pforte zu behalten. Die englische Regierung habe mit diesem Falle sehr ernst gerechnet und bereits dem britischen Mittelmeergeschwader bestimmte Befehle erteilt, damit dieses sofort an einer weiter nördlich gelegenen Insel des Aegäischen Meeres vor Anker gehe und Chios oder Thalos als „Ausgleichsobjekt" besetze.

* Ein englisch-türkischer Streitfall, der dadurch entstanden war, daß der Kommandant eines englischen Kriegsschiffes im Persischen Meerbusen sich weigerte, die türkische Korvette „Schab" Truppen in Koweit landen zu lassen, wurde auf Grund eines zwischen der Pforte und der englischen Regierung getroffenen Einvernehmens beigelegt.

Amerika.

* Aus dem Ergebnis der amtlichen Leichen-Untersuchung wird gegen die Aerzte der Vorwurf abgeleitet, daß die von ihnen anfänglich gestellte Diagnose eine irrige gewesen sei. Noch am Donnerstag teilten sie mit, daß keine Spur von Brandigwerden der Wunde vorhanden sei und blieben bis zuletzt dabei, daß der Magen das einzig angegriffene Organ und der Tod eine Folge von Herzschwäche gewesen sei. Nun beweist die Untersuchung, daß der Fall durchaus hoffnungslos war. Der Spezialist Dr. Mac Burney, der diese Ansicht von vornherein vertrat, hat den Untersuchungs-Bericht nicht unterzeichnet.

* Mac Kinleys Vermögen beträgt zweihunderttausend Dollar, die Hälfte in bar und in Obligationen. Seine Lebensversicherung beträgt sechzigtausend Dollar, der Grundbesitz hat einen Wert von vierzigtausend Dollar. (Für den Präsidenten der Ver. Staaten ist das nicht viel.)

* Dem Attentäter wird, wie bereits kurz gemeldet, schleunigst der Prozeß gemacht werden. Die Anklagejury hat bereits eine für begründet erklärte Anklage auf „Mord im ersten Grade" erhoben.

* Die Gerüchte über weitere geplante Attentate wollen inzwischen nicht verstummen. Man will von einem neuen anarchistischen Anschlag gegen Roosevelt Kunde haben. In Cleveland wurde ein gewisser Things verhaftet, der angeblich einer Gesellschaft angehören soll, die einen Preis auf Roosevelts Kopf ausgesetzt habe. Andere ebenso abenteuerliche, aber völlig unkontrollierbare und meist unglaubliche Gerüchte halten die Gemüter ebenfalls in beständiger Aufregung.

Afrika.

* Vom Kriegsschauplatz in Südafrika berichtet die „Daily Mail" aus Kapstadt, dort herrsche große Erbitterung infolge des Boycotts, den Belagerungszustand über die Stadt zu verhängen. Der Vorschlag rühre von Kitchener her und werde vom Gouverneur der Kolonie unterstützt. Bürgerschaft, Presse und das Ministerium sind entschlossen, den Vorschlag aufs äußerste zu bekämpfen.

Asien.

* In Peking sind am Dienstag chinesische Truppen wieder eingezogen. Zugleich fand die Uebergabe der „verbotenen Stadt" an die chinesische Behörde durch Amerikaner und Japaner statt.

Behandlung deutscher Reichsangehöriger.

Wie die deutschen Reichsangehörigen in Südafrika von den Engländern behandelt werden, davon gibt nachstehendes einen Beweis. Ein im Jahre 1895 aus Preußen ausgewanderter Deutscher hatte sich in Johannesburg eine feste Position geschaffen, dorselbst ein Mädchen aus Offenau geheiratet, und es ging den Leuten recht gut, bis die Engländer nach Johannesburg kamen. Der Mann war Vertreter einer Großbrauerei und die Frau betrieb im gleichen Hause eine flottgehende Gastwirtschaft. Alsbald nach dem Einzug der Engländer wurden bei ihnen Haussuchungen vorgenommen, man nahm ihnen unter Assistenz eines englischen Offiziers alle Warenvorräte, Zigarren, Zigaretten ꝛc., und schließlich wurde der Ehemann wegen Verdachts der Beteiligung an einem Komplott gegen Roberts auf der Straße kurzerhand verhaftet und weggebracht. Alsdann beraubte man die Frau weiter und vertrieb auch sie schließlich im Juli v., nur mit dem Allernotwendigsten versehen, mit ihrem sechs Monat alten Kinde aus dem Hause. Sie wurde zehn Tage auf einem offenen Kohlenwagen, meist mit männlichen Italienern zusammen fortransportiert, und sollte zu ihrem Mann kommen, fand ihn aber nicht. Ein Schreiben nach Johannesburg an die dortige Behörde kam mit dem Vermerk als „Unbestellbar", aber zugleich mit einem anderen (englischen) Kouvert versehen, wieder zurück. Auf der Reise wurde der Frau ihre Sparsumme von 5000 Mk. gestohlen. Vollständig mittellos wurde sie dann nach einigen Tagen entlassen, ohne ihren Mann gefunden zu haben. Schließlich kam sie zu Schiff nach Wittsingen und traf im September nach dreimonatigem Umherziehen bei Verwandten ihres Mannes in Frankfurt a. M. ein, wo sich auch inzwischen ihr Mann eingefunden hatte, der von den Engländern mangels Beweises freigelassen worden war. Durch Verwandte wurden die Leute nun notdürftig unterstützt, denn die Frau war in vollständig zerfetzten Kleidern angekommen, und hat der Mann jetzt endlich seit einigen Wochen in Darmstadt Arbeit gefunden. Hoffentlich wird wenigstens erreicht, daß ihnen eine Entschädigung zu teil wird.

Von Nah und Fern.

Man muß sich zu helfen wissen. Während ihres Aufenthalts in Kiel erlebte die Kaiserin von Rußland ein heiteres Abenteuer, von dem das „Berl. Tgbl." näheres berichtet: Am Sonntag besuchte die Zarin mit ihrer Schwester, der Prinzessin Heinrich, die Kunstausstellung von Hulbe in der Dänischen Straße in Kiel. Die Kunde davon verbreitete sich bald und vor den Schaufenstern sammelte sich eine Menschenmenge, die von Minute zu Minute anschwoll. Als die Zarin die große Menschenmenge bemerkte, erkundigte sie sich, ob nicht noch ein anderer Ausgang vorhanden sei; ein solcher Ausgang war nun zwar vorhanden, aber durch eine Planke verperrt. Kurz entschlossen forderte die Zarin eine Leiter, mit Hilfe derselben überstiegen Zarin und Prinzessin die Planke und langten glücklich auf dem Nachbar-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0001

grundstück an, von dem sie unbemerkt nach dem Schloß gelangten. Die Menge wartete unterdessen vergebens, bis bekannt wurde, daß beide hohen Frauen längst im Schloß angelangt waren, und mancher der unermüdlichen Zuschauer weiß heute noch nicht, wie es zugegangen ist, daß die Zarin sich unsichtbar machen konnte.

Ein Kapital von 200 000 Mark zur Verwendung für gute Zwecke hat der kaiserliche außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Julius v. Waldthausen in Moskau, ein geborener Essener, für die Stadtgemeinde Essen ausgesetzt. Die Stiftung soll im Andenken an den verstorbenen Vater des Stifters den Namen „Stadt-Essener-Julius-Waldthausen-Arbeiter-Stiftung" führen. Die Erträgnisse der Stiftung sollen zur Förderung gemeinnütziger und wohlthätiger Zwecke innerhalb der Stadt Essen und für ihre Bewohner ohne jede Beschränkung Verwendung finden. Im einzelnen soll die Stiftung in erster Linie dazu dienen, an allen Bestrebungen und Einrichtungen teilzunehmen, die direkt oder indirekt auf die materielle und sittliche Hebung der arbeitenden Klassen gerichtet sind.

Auf ungefähr 4000 Mk. beläuft sich bis jetzt das Ergebnis der vom Rechtsanwalt Horn zu Gunsten der aus dem Militärdienst ausscheidenden Unteroffiziere in Gumbinnen veranstalteten Sammlung.

Der Konkurs der Heilbronner Gewerbebank erscheint unabwendbar. Der Prokurist Krug ist nunmehr auch verhaftet.

Ein Stück sozialer Selbsthilfe. Der mehr als 10 000 Mitglieder zählende Verband deutscher Lokomotivführer hatte beschlossen, ein Haus zu erbauen, in dem die beurlaubten Führer zu mäßigen Preisen und in landschaftlich schöner und gesunder Gegend ihre Erholungswochen zubringen können. Die Wahl ist soeben auf Münden in Süd-Hannover gefallen. Hier im Mündungsdelta dreier deutscher Flüsse soll das auf 70 Betten berechnete, mit allem Komfort auszugestaltende Erholungsheim der deutschen Lokomotivführer nun errichtet werden. Die Stadt überwies dazu ein großes Areal in geschützter Sonnen- und Höhenlage gratis.

Ein hübsches Reiterkunststück eines Artillerie-Offiziers wird aus Löbau berichtet: Bei der Uebung des Artillerie-Regiments Nr. 28 kamen plötzlich ein Artillerie-Offizier und dessen Diener mit ihren Pferden die Prinzenstufen (ungefähr 80 Stufen) bis auf das Plateau des Turmes bezw. Berges hinauf. Nachdem der Offizier von dort aus die Stellung des Feindes ausgeforscht, ging es wieder die Fahrstraße bergab.

Ein Lustmord wurde an der taubstummen Näherin Schalla in Kosel verübt. Der Thäter ist noch nicht ermittelt.

Zahlreiche Einbrüche haben in letzter Zeit die Bewohner Weimars in Angst und Schrecken gesetzt; so auch die der Grunstedter Straße, wo erst kürzlich eingebrochen worden ist. Trotz solch schlimmer Erfahrungen war ein Insasse des Nachbarhauses so sorglos, seine Hausthür und Schlafzimmerthür bei Nacht unverschlossen zu lassen. Gegen Mitternacht eines der letzten Tage wurde, wie die Zeitung ‚Deutschland' erzählt, der Schläfer durch ein Geräusch geweckt, und beim Aufschauen gewahrte er zu seinem Schrecken, wie sich die Thür langsam öffnete und eine Hand mit einem großen brennenden Fidibus hervor kam und vorsichtig in das Dunkel leuchtete. Der Hausbewohner sah nun, wie zwei Gestalten in das Zimmer traten. Plötzlich aber stieß einer der fragwürdigen Besucher die Worte aus: „Da liegt ja jemand im Bett." Im gleichen Augenblick tönte den Unbekannten ein kräftiges „Halt!" entgegen, das aber nicht beachtet wurde. Die Flamme des Fidibus erlosch blitzschnell und die nächtlichen Besucher verschwanden schleunigst in der Nacht. Der Hausbewohner schlug Lärm, und vereint ward die Verfolgung aufgenommen. Und was war das Ergebnis? Die zwei Unbekannten entpuppten sich als zwei in städtischen Diensten stehende Nachtschutzleute. Sie hatten den Hofraum des betreffenden Hauses betreten, um nach Dieben zu forschen, und da sie die Hausthür offen fanden, vermuteten sie, hier die Gesuchten zu finden. Wie der Besitzer der Wohnung mitteilt, haben die Wächter des Gesetzes vor Eintritt in sein Schlafzimmer die Werkstätte durchsucht und dort eine wertvolle Zeichnung vernichtet, indem sie das Blatt als — Fidibus benutzten.

Starke Schneefälle sind infolge der anhaltenden regnerischen Witterung in allen Teilen der schweizerischen Hochalpen, zum Teil aber auch in den Voralpen niedergegangen. Die Engelberger Alpen, ebenso das ganze Tödi- und Glärnischgebiet zeigen seit mehreren Tagen einen glänzenden Schneeschmuck, und im Gotthardgebirge schneit es bereits seit einer Woche so ununterbrochen, daß das Hospiz den Schneepflug arbeiten läßt, um die Verbindungen mit Airolo und Andermatt aufrecht zu erhalten. Infolgedessen ist die Temperatur im Alpengebiet stark gesunken, und die sonst bis Anfang Oktober stark besuchten Berghotels stehen jetzt schon fast überall leer, weil der Aufenthalt droben im Gebirge nichts weniger als angenehm ist. Seit vielen Jahren hat man solchen unwirtlichen September nicht erlebt.

Das Urteil der Maffia. In Pagliarelli, einem Vorort von Palermo, wurde ein schreckliches und geheimnisvolles Verbrechen begangen. Die Familie des Bauern Dimarco saß beim Abendessen um den Tisch versammelt, als plötzlich kurz hintereinander drei Schüsse fielen. Die 50jährige Mutter Francesca mit ihren beiden Söhnen Giuseppe und Salvatore brachen tot zusammen, die 20jährige Tochter Francesca wurde schwer verwundet. Die Polizei hält das Verbrechen für die Ausführung eines Urteilsspruches der Maffia, welche glaubte, daß die Familie Dimarco der königlichen Quästur Späherdienste leistete. Infolge der Mordthaten ist eine Familie Saitta verhaftet worden, die schon seit einem Jahr alle möglichen Versuche gemacht hatte, Dimarco aus seinem Gütchen zu vertreiben.

Galgenhumor. In dem italienischen Städtchen Chivasso ist der Bankier und Steuereinnehmer Galcazzi unter Hinterlassung von 600 000 Lira Schulden durchgebrannt. Die Behörde ließ den Geldschrank des Schwindlers durch einen Schlosser öffnen. In dem Geldschrank fand man nichts anderes als in ein Stück Briefpapier eingewickelt ein Zweilirastück. Auf dem Briefpapier stand: „Zur Bezahlung des Schlossers, der diesen Geldschrank öffnet."

Ein drolliges Geschichtchen vom Besuch des deutschen Kronprinzen in Lowther Castle erzählt ‚Vanity Fair': Der Zug, in dem der Kronprinz fuhr, wurde lange, ehe er erwartet wurde, auf der Station signalisiert. Der Stationsvorsteher drahtete daher eine eilige Botschaft nach dem Schloß. Lord Lonsdale, der sah, daß er unmöglich die Station zu der Zeit erreichen konnte, die der ängstliche Beamte angegeben hatte, drahtete zurück: „Schiebt ihn auf ein Nebengeleise" — ein glücklicher Einfall, der sofort befolgt wurde. Der nichtsahnende Prinz wurde von einem Nebengeleise auf ein anderes geschoben und fuhr erst in die hübsche kleine Station ein, als der Wagen aus Lowther mit seinen berühmten Postillonen und Vorreitern draußen vorgefahren war, während Lord Lonsdale ruhig auf dem Bahnsteig wartete, als ob er schon lange da wäre. Der Prinz erfuhr nichts von der kleinen List.

Ueber eine polnische Millionenerbschaft liegt folgende etwas phantastisch klingende Meldung vor: Im Jahre 1863 floh aus Russisch-Polen ein Baron Napoleon Dembicki, der in den Aufstand verwickelt war. Er hinterlegte in der Schatzkammer zu Washington sein gesamtes Vermögen in Höhe von 400 000 Dollar. Dembicki trat dann in die amerikanische Armee ein und fiel in einer Schlacht. Vor einiger Zeit erhielt der ehemalige Notar des Barons in Polen vom Konsul Kowies in den Vereinigten Staaten die Nachricht, daß das Vermögen des gefallenen Barons Dembicki mit Zins und Zinseszins auf 2 000 000 Dollar angewachsen sei und von seinen rechtmäßigen Erben in Empfang genommen werden könne. Große Schwierigkeiten bereitete es den Verwandten des Barons, die Familienpapiere und Dokumente aufzufinden, da die russische Regierung fast alle Familiendokumente der an dem Aufstand beteiligten polnischen Adeligen vernichtet hat. Im vergangenen Monat wurden jedoch die betreffenden Papiere gefunden, und nun werden die Erben des Barons sich bemühen, die Millionen, die Onkel Sam in Verwahrung hat, in ihren Besitz zu nehmen.

Schweine als Straßenreiniger — natürlich in Amerika. Die Verwendung von Schweinen zur Straßenreinigung ist im Stadtrat von Chicago beantragt worden. Die Straßen Chicagos werden wegen des Bankerotts der Stadt nur noch im Geschäftsviertel etwas gereinigt, während in den Wohngegenden die Küchenabfälle liegen bleiben. Man hat nun allen Ernstes den Vorschlag gemacht, die Stadt solle magere Schweine ankaufen und sie frei umherlaufen lassen. Damit sie nicht so leicht gestohlen werden können, solle diesen „öffentlichen Schweinen" der Name des betreffenden Stadtbezirks und auch des betreffenden Alderman aufgebrannt werden. Haben sich die lieben Tierchen fettgefressen, so sollen sie von der Stadt verkauft und durch neue magere ersetzt werden, so daß also die Art Straßenreinigung sogar noch einen Profit für die Stadt abwerfen könnte. Die Urheber des Planes meinen, man würde von der Wohlthätigkeit dieser „öffentlichen Schweine" bald in dem Grade überzeugt werden, daß auch die Hausbesitzer sich zur Straßenreinigung „private Schweine" anschaffen würden, worauf denn Chicago bald durch die Reinlichkeit seiner (in Schweineställe verwandelten) Straßen berühmt werden würde.

Gerichtshalle.

Dresden. Der Hauptmann F. vom Schützen-Regiment Nr. 108 wurde vom Militärgericht zu sechs Wochen Stubenarrest verurteilt, weil er einige Schützen geohrfeigt hat.

Würzburg. An den Fall Stietencron erinnert eine Beleidigungsklage vor dem Amtsgericht Marktheidenfeld. Der Besitzer der Pulverfabrik Haslach, Schmidt, hatte im Monat Juli auf seinem Anwesen Gasdruckmessungen mit rauchlosem Pulver vorgenommen, als auf der 200 Meter davon entfernten Distriktsstraße der Fürst Ernst Löwenstein-Wertheim-Freudenberg vorüberritt. Das Schießen genierte den Fürsten und er rief auf den Schießplatz ein gemeines Schimpfwort, was Schmidt veranlaßte, den Fürsten wegen Beleidigung zu verklagen. Vom Amtsgericht wurde nun der Beleidiger zu 200 Mk. Geldstrafe verurteilt. Schon nach der Anzeigeerstattung hatte der Fürst seinem Zorn gegen Schmidt dadurch Luft gemacht, daß er die Weisung erteilte, die durch seine (des Fürsten) Wiese gelegten etwa 90—100 Meter langen Wasserleitungsrohre, die zur Wasserleitung der Fabrik führen, zu entfernen. Herr Schmidt hat die Wiese noch auf 10 Jahre gepachtet und wird nun durch diese Maßnahme seines fürstlichen Nachbars schwer geschädigt.

Medizinische Wochenplauderei.

In neuester Zeit beschäftigen sich bedeutende medzinische Forscher, unter ihnen Prof. Czerni-Heidelberg, mit der sehr wichtigen Frage, ob der Krebs eine ansteckende Krankheit sei. Im allgemeinen wird der Krebs als eine Alterskrankheit hingestellt, als Folge einer Verletzung oder eines sich oft wiederholenden Reizes oder als Folge einer bestimmten ererbten Anlage, da in manchen Familien Krebserkrankungen besonders häufig vorkommen. Neuerdings will man von dieser Vererbungstheorie, wie auch Koch bei der Tuberkulose in seiner letzten berühmten Rede in London auseinandersetzte, nichts wissen, indem man behauptet, daß höchstens eine erhöhte Disposition vererbt wird, die sich bei Heiraten unter disponierten Verwandten steigert. Besonders auffällig ist es, daß der Krebs nicht allein häufiger wird, sondern auch in immer früheren Lebensaltern, namentlich in disponierten Familien auftritt. Während im Jahre 1888 im preußischen Staate von 10 000 Einwohnern 4,04 Personen starben, fielen im Jahre 1897 bereits 5,06, d. h. 1/8 mehr dieser Seuche zum Opfer. Interessant ist hierbei der Unterschied in der Sterbetabelle in den einzelnen Regierungsbezirken. Im Regierungsbezirk Stralsund betrug die Krebssterblichkeit im Jahre 1897 9,7 von 10 000, in den Bezirken Marienwerder, Bromberg und Trier dagegen nur 2,29. Von den Städten hatte Berlin 5,7, Hamburg 7,6 und Bremen 8,1 auf 10 000 Todesfälle. Vergleicht man die Statistik verschiedener Länder, so findet man, daß der höchste Norden, ferner Argentinien, Chile, Patagonien und Südafrika ganz frei und die tropischen Gegenden nur spärlich von der Krebskrankheit befallen sind. Bei diesen eigentümlichen Verbreitungsverhältnissen muß man annehmen, daß bestimmte Einflüsse die Krebskrankheit hervorrufen, — daß es möglich ist, bei Vermeidung dieser Einflüsse auch die Krankheit auszurotten.

Wiederholentlich wollen bereits verschiedene Forscher die Ursache des Krebses in einem Bacillus gefunden haben, allein die Entdeckungen sind noch so widersprechend, daß sichere Erfolge noch nicht zu konstatieren sind. Allein aus den vielseitigen Versuchen geht hervor, daß man annimmt, der Krebs sei thatsächlich eine bacilläre Erkrankung. Hierzu kommt, daß man verschiedentlich beobachtet hat, daß in demselben Hause bei fremden Personen ohne Blutsverwandtschaft die Krankheit auftrat, ebenso bei Mann und Frau. Bedenkt man ferner, daß es gelungen ist, Krebspartikel von Mensch zu Mensch, von Ratte zu Ratte, von Hund zu Hund zu übertragen, so wird man sich der Annahme kaum verschließen können, daß der Krebs eine ansteckende Krankheit ist.

Hieraus ergibt sich natürlich die äußerste Reinhaltung der Krebskranken selbst sowie die peinlichste Desinfizierung seiner Sekrete und Exkre-

Lü-Hai-Huan der ehemalige Gesandte — Yin-Tschang der neue Gesandte in Berlin.

Die verlorene Tochter.

4] Roman von C. Wild.

(Fortsetzung.)

Frieda fürchtete ein unbestimmtes Etwas, dem sie keinen Namen zu geben verstand. Oft schalt sie sich selbst eine Thörin, daß sie so schwarz sah, aber sie wurde die Empfindung nicht los, daß irgend ein Unglück auf sie laure.

Mit Walter stand sie in eifrigem Briefwechsel. Erst schrieb er ihr nur von seiner Liebe, von seinen Hoffnungsträumen; später berichtete er ausschließlich von seinen Arbeiten, denen er jetzt mit großem Eifer oblag. Frieda fühlte sich befriedigt, in dieser Richtung einen günstigen Einfluß auf ihn ausüben zu können. Darüber verzieh sie ihm, daß seine Liebesbeteuerungen allmählich weniger glühend wurden.

Im Laufe des Winters sollte Walter nach Berlin kommen, um dort ein Konzert zu geben, und die Braut zählte jetzt schon die Stunden bis zu diesem Wiedersehen.

Sie trat in Selmas kleinen Salon, um ihren täglichen Pflichten nachzukommen. Diese waren leicht und angenehm genug. Pünktlich um zehn Uhr morgens hatte sie sich bei Selma einzufinden, um mit ihr zu musizieren, zu plaudern oder ihr etwas vorzulesen. Gegen Mittag machte die junge Dame eine Ausfahrt mit ihrer Gesellschafterin, dann war Frieda wieder frei bis zum Diner. Nach diesem begann erst ihre eigentliche Thätigkeit. Selma hatte die Laune, Frieda stets an ihrer Seite haben zu wollen, ob nun Gäste im Hause waren oder ob Beerbrouck seine Tochter ins Theater führte.

Der Bekanntenkreis des Holländers bestand meist aus reichen Finanzleuten, frisch geadelten Baronen und Vertretern der sogenannten eleganten Welt, er war in seinem Umgange nicht sehr wählerisch. Die feinfühlige Frieda, so wenig sie sich eigentlich in der Welt bewegt hatte, fand bald heraus, daß es da eine Menge Leute gab, deren Vergangenheit am besten verschleiert blieb. Sie ging deshalb auch nicht gerne mit in die Gesellschaften und wäre am liebsten allein daheim geblieben. Auch heute fühlte sie sich nichts weniger als angenehm berührt, als ihr Selma entgegenrief: „Liebste Frieda, heute müssen Sie große Toilette machen. Wir speisen außer Hause. Wir haben eine Einladung zu den Wilsons. Ich habe Ihnen doch von der englischen Familie erzählt, mit der Papa und ich diesen Sommer in Ostende zusammentrafen?"

„Gewiß, ich erinnere mich sehr gut," versetzte Frieda, einen Seufzer unterdrückend, denn nach Selmas Schilderung stellte sie sich diese englische Familie nicht sehr amüsant vor. Sie bestand aus Vater, Tochter und Sohn, eine Mutter war nicht mehr da. Wenn Selma gut gelaunt war, hatte sie verschiedene Absonderlichkeiten dieser Familie zum besten gegeben und Frieda wußte deshalb genau, daß Mr. Wilson ein hagerer, steifer Herr sei, dem die Langeweile aus den Augen schaute, daß sein Sohn Harry rotes Haar und Sommersprossen besaß, nebenbei aber von seinem Aeußeren die vorteilhafteste Meinung hatte. „Ein dummer Junge," pflegte Selma oft wegwerfend hinzuzusetzen, die Tochter dagegen, Miß Lydia, meinte sie, sei eine abgefeimte Kokette; ob sie hübsch sei, könne man eigentlich nicht sagen, denn Kunst und Natur seien zu eng bei ihr verschmolzen.

Frieda mochte denn auch bei der Ankündigung, daß sie nun diese interessante Familie kennen lernen würde, eine etwas trübselige Miene gemacht haben, denn Selma rief lachend aus: „Sie scheinen sich für heute nicht viel Vergnügen zu versprechen, Frieda!"

„Nein," versetzte diese aufrichtig, „und ich wundere mich, Fräulein Selma, daß Sie überhaupt Vergnügen an dem Umgange mit diesen Leuten finden."

Das junge Mädchen zuckte die Achseln.

„Ich durchblicke sie und das macht mir Spaß," meinte sie. „Ach Frieda, es gibt so wenig ehrliche Leute in der Welt, daß einem nichts weiter übrig bleibt, als über die Heuchelei der andern zu lachen."

Diese Weisheit, so wahr sie auch sein mochte, klang doch ein wenig zu bitter aus dem Munde eines jungen Mädchens. Frieda fühlte das, sprach es aber nicht aus.

Sie hatte schon oft genug Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß Selma eine scharfe Beobachtungsgabe besaß und auch die Menschen ziemlich richtig zu beurteilen verstand. Aber so viel Philosophie hätte sie doch nicht hinter dieser glatten Stirn gesucht. Sie selbst fühlte ja, daß sie oft über ihre Jahre hinaus altklug dachte, aber etwas von der süßen Thorheit, dem Rechte der Jugend, war ihr doch geblieben, das bewies ihre Verlobung mit Walter von Carsten — die Liebe zu ihm war die größte Thorheit ihres Lebens, aber eben darum vielleicht so süß, so berückend!

„O, bekomme ich keine Antwort? Staunen Sie, so viel Weisheit in meinem Kopfe zu finden?" rief Selma ein wenig spottend. „Sie denken sich wohl, das sind etwas sonderbare Ansichten für ein junges Mädchen. Sie mögen ja recht haben — aber sehen Sie, ich habe meine Mutter nicht gekannt — Papa sagt, sie sei kurz nach meiner Geburt gestorben — ich habe daher auch nicht die geringste Erinnerung an sie — nicht einmal ein Bild besitze ich von ihr — kein Band, keine Blume, die sie getragen, nichts — sie ist für mich von der Erde verschwunden, als ob ich sie nie besessen hätte — fremde Wärterinnen haben mich aufgezogen, ich habe in Erziehungsanstalten gelebt — ein rechtes, eigentliches Heim hab' ich nie gekannt."

„Aber Sie haben doch Ihren Vater, der Sie so innig liebt," warf Frieda ein.

„Ja, Papa liebt mich und ich erwidere diese Liebe aus vollstem Herzen. Eine Heimat aber hab' ich deswegen doch nicht, wir beide nicht. Ich glaube übrigens, Papa vermißt eine solche am allerwenigsten. Als ich noch klein war, lebte Papa jahrelang in Australien, er ist das Umherwandern gewohnt und ich zweifle überhaupt, ob er es lange an einem Orte aushält. Aber ich sehne mich lebhaft nach einem festen Wohnsitz. Ich mag die Engländer im allgemeinen nicht, aber ihr „Mein Haus ist mein Schloß," das begreife und würdige ich. Ich habe mehr Sinn für Häuslichkeit als Sie vielleicht glauben, aber mir

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0002

mente, um die Uebertragung der Krankheit zu vermeiden. Ferner müssen, wie bei jeder anderen infektiösen Krankheit, Wohnung, Betten und Kleider von Zeit zu Zeit gründlich gereinigt und desinfiziert werden. Die Umgebung des Krebskranken hat ebenfalls nach jeder Berührung mit dem Kranken sich zu reinigen und die Gemeinsamkeit in der Schlafstelle, Waschgeräten, Eßgeschirren, Kleidern zu vermeiden. Ist dies in armeren Familien nicht durchführbar, so müssen ebenso wie bei der Tuberkulose Heilanstalten gebaut werden, in denen nur Krebskranke Aufnahme finden und zwar muß eine Trennung der vermutlich Heilbaren und der Unheilbaren in diesen Anstalten stattfinden. In England, Amerika, Frankreich, Oesterreich, Rußland sind derartige Anstalten bereits zu finden, und es ist wunderbar, daß man bis jetzt bei uns in Deutschland noch so wenig sowohl für die entsetzlich leidenden Krebskranken als auch zur Berhütung dieser furchtbaren Seuche getan hat.

Die Vegetarier glauben, daß der Mensch mit gemischter Nahrung täglich sündigt und seinen Körper verdirbt. Da es ihnen nun aber nicht gelingt, die Fleischkost von der Erde zu verbannen, stellen sie mäßigere Forderungen auf, indem sie raten, einen Abstinenztag in der Woche einzurichten, um den Körper von den inzwischen angesammelten Schlacken, wie sie sich ausdrücken, zu befreien. Hierdurch soll dem Magen-Darmkanal, den Nieren, den Verdauungsdrüsen, den Ausscheidungsorganen ein Tag in der Woche relative Ruhe gegönnt werden. Die Kost soll in reichlicher Fruchtdiät, frischem Obst der Jahreszeit entsprechend, bestehen, wobei das Wasser völlig zu entbehren ist, ferner in Nüssen, um dem Körper Eiweiß und Fett in geringem Maße zuzuführen. Es soll dies schon insofern wünschenswert sein, als die animale Kost zum Alkoholbedürfnis disponiert, während bei vegetarischer Diät der Drang nach Alkohol vollkommen erlischt und bei einem Fruchttage in der Woche abgeschwächt wird. Also 9 Uhr Ladenschluß und Sonntagsruhe auch für den Magen. Dr. Julius Wolff.

Die neuen Tendenzen in der deutschen Armee.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die Pariser „Revue des deux Mondes' einen Artikel, der, unzweifelhaft aus der Feder eines Fachmannes stammend, geeignet erscheint, einiges Aufsehen zu erregen. Es handelt sich, wie wir aus einer Uebersetzung des „Hann. Cour.' ersehen, um eine neue Kampfweise, die von der deutschen Armee angenommen ist und worin sich diese während der letzten Manöver geübt hat. Der Verfasser geht von sehr allgemeinen Betrachtungen aus, um zu zeigen, weshalb die automatenhafte Disziplin des alten Fritz allmählich einer moralischen Disziplin Platz gemacht hat, d. h. einer Disziplin, der sich der Soldat freiwillig unterwirft, weil er intelligenter geworden ist und von einem stärkeren Pflichtbewußtsein beseelt wird, als früher.

Der alte deutsche Soldat war eine reine Maschine; man konnte von ihm alles verlangen, was man eben von einer Maschine verlangen kann, und nichts mehr. Jede dieser Maschinen hatte das Bedürfnis, sich auf ihre Nachbarmaschine zu stützen; daher jene gedrängten, kompakten taktischen Formationen, die aus der preußischen Armee in fast alle europäischen Heere übergingen . . . . Die letzten Kriege haben nun gezeigt, daß die modernen Schlachten sich in einer Reihe von überaus heftigen, krisenartigen Aktionen auflösen, gefolgt von Ruhepausen. Diese Krisen dauern meistens nur kurze Zeit, und müssen noch in dem Maße kürzer werden, in dem die Waffen vervollkommnet werden, während die Ruhepausen noch länger dauern. Die Deutschen glauben, daß die Tragweite der neuen Waffen die Entscheidung schneller herbeiführen wird, als in der Vergangenheit. Deshalb soll man, wenn man sich einmal zum Angriff entschlossen hat, diesen mit der größten Schnelligkeit und Energie durchführen. Dieser Grundsatz führt zu zwei Schlüssen, nämlich der Ausdehnung der Gefechtslinie, um die Kraft des Angriffes in der Umklammerung zu suchen, und der Einsetzung aller Streitkräfte, welche man sonst nacheinander ins Gefecht brachte. Die Schlacht der Zukunft wird in mehrere Akte zerfallen, deren erster darin bestehen wird, den Gegner mit genügender Heftigkeit anzugreifen, um ihn festzuhalten. Folgerung: Gänzliche Abschaffung der Reserven, sei es der besonderen oder der allgemeinen, der Bataillons-, Regiments- oder Divisionsreserven. Man hielt es früher für richtig, einen Truppenkörper zurückzuhalten, den man dann nach Bedarf nach einem beliebigen Punkt des Schlachtfeldes dirigieren oder zur Deckung des Rückzuges verwenden konnte. Eine ganz veraltete Anschauung. Es ist die Aufgabe des Gefechtsleiters, eine möglichst große Anzahl von Gewehren ins Feuer zu bringen. Jedes auf entscheidende Resultate hinzielende Gefecht wird dahin führen, den ganzen dazu verfügbaren Raum mit einer dichten Schützenlinie zu besetzen. Es leuchtet ein, daß eine Truppe, deren Aufgabe es ist, eine entscheidende Aktion durchzuführen, einen Fehler begeht, wenn sie sich eine Reserve schafft, die besonders dazu bestimmt ist, den Rückzug dieser Truppe zu decken, anstatt alle verfügbaren Kräfte zur Durchführung ihres Auftrages zu verwenden. Eine Truppe soll sofort ihre ganze Kraft einsetzen, um den Feind zu erschüttern und sich weit genug nach beiden Seiten auszudehnen, um ihn umklammern zu können.

Diese Grundsätze sind weit davon entfernt, von allen europäischen Armeen angenommen zu werden. Die russische hat z. B. ganz andere. Das Reglement der russischen Infanterie datiert seit 1897; es ist eines der neuesten. In der Instruktion über das Infanteriegefecht liest man: „So lange sich die Situation noch nicht geklärt hat, ist es notwendig, eine starke Reserve zu haben. Was das Bataillon anbelangt, so muß die Reserve um so stärker sein, je größer die Gefahr eines Flankenangriffs ist. Wenn die Situation dagegen klar zu übersehen ist, wenn der Feind in Unordnung oder nicht gefechtbereit ist, so dürfen die Reserven weniger zahlreich sein." Sie dürfen weniger zahlreich sein, sie dürfen aber nicht gänzlich verschwinden. Der Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Reglement springt in die Augen, und dieser Unterschied wird noch markanter in dem Kapitel, das von der Verwendung der Reserven handelt . . . Welche von den beiden Methoden ist die bessere? Die Frage ist sehr umstritten. Die deutsche Neuerung flößt auch auf viele Unglängige. „Das sind Friedensmanöver," heißt es. „Die Deutschen werden es im Ernstfall doch nicht so machen." Liegt nicht das Geheimnis der Taktik zum Teil in der geschickten Verwendung der Reserven? Unser Verfasser ist jedoch der Meinung, daß große Armeen nicht zwei Arten von Taktik — eine für den Krieg und eine für den Frieden — haben können. Das Resultat würde Verwirrung sein, und im Kriege ist nur das einfachste möglich. Die Deutschen werden im Kriege ebenso manövrieren wie im Frieden. Und er beschreibt das Gefecht der Zukunft, wie er es sich denkt. Wir können ihm bei der weiteren Entwickelung seines Gedankens natürlich nicht folgen. Es genügt, daß er mit der deutschen Neuerung einverstanden ist und alle dagegen erhobenen Einwände widerlegt. „Die Neuerung," sagt er, „beruht auf dem richtigen Grundsatz, daß ein Angriff, wenn er einmal unternommen wird, von Anfang an mit der äußersten Energie durchgeführt werden muß."

Die Boeren in Deutsch-Südwest-Afrika.

Der „Rotterdamsche Cour.' hat von einem der im Frühjahr nach Deutsch-Südwestafrika ausgewanderten Boeren folgenden interessanten Bericht erhalten: Der Distrikt Gibeon eignet sich ausgezeichnet für die Zucht von Rindvieh, Schafen und Ziegen, da der Boden nicht überall gleich dicht mit Gras und Gebüsch (Karoo) bewachsen ist und an einigen Stellen saftig und an anderen wiederum sandhaltig ist. Alle saftigen Teile sind aber deshalb nicht schlecht; nur die, welche Schieferformation aufweisen. Die kalkhaltigen Gebiete werden, gerade wie bei uns, für die besten gehalten. Außer Gibeon ist aber auch noch ein Teil des Distrikts Rehoboth für Schafe, Ziegen und Rindvieh geeignet. Es ist dies der im Süden dieses Distrikts, am Fischfluß, gelegene Theil. Für Rindvieh ist das ganze Land geeignet. Pferde werden überall gezüchtet, aber nicht mit Erfolg, denn was man im ersten Jahre züchtet, stirbt im zweiten an Pleuropneumonia oder Malaria. Mit Glück hat man in jüngster Zeit diese Krankheit durch Serum-Einspritzungen bekämpft. Die Behauptung, daß im Land kein Wasser vorhanden sei, ist unwahr. Es besitzt nicht nur viele offene Gewässer, sondern selbst mehr und dazu flachere, als die Kapkolonie und Griqualand West. Leider kann das Wasser nur zum Viehtränken benutzt werden und nicht für Berieselung, da es zumeist in Pfannen vorkommt oder in tiefen Ebenen entspringt. Wer noch keinen Boden gekauft hat, bleibt bei einem der schon länger ansässigen Boeren oder sieht sich noch nach geeigneten Ländereien um. Diese sind schwer zu finden, denn nicht alle Ländereien sind käuflich; viel guter Boden gehört Gesellschaften, die so hohe Preise verlangen, daß unsere Leute sie nicht bezahlen können. Dann gibt es auch Reserve-Ländereien, welche der Regierung und den Kapitäns der Eingeborenen gehören; diese können an uns bis dato nicht verkauft werden. Der Unterricht der Boerenkinder läßt sehr viel zu wünschen übrig. Es gibt hier 9—18 jährige Kinder, die keinen Schulunterricht genossen haben. Dies ist jedoch nicht die Schuld der Regierung; diese thut alles, was nur möglich ist. Die lokalen Verhältnisse tragen die Schuld daran. Die Striche sind zu dünne bewohnt und die Höfe liegen zu weit auseinander. Deshalb haben verschiedene Boeren von der Regierung die Erlaubnis erbeten und auch erhalten, um überall in gewissen Zentren Privat- und öffentliche Schulen zu errichten. Damit wird nach Beendigung des Krieges ein Anfang gemacht. Dann will man holländische Lehrer, die deutsch sprechen, herüber kommen lassen.

Nordpol-Expedition mit Damenbegleitung.

Eine Mitteilung aus Halifax meldet, daß mit dem Dampfer „Erik" die Tochter des Nordpolfahrers Peary angelangt sei. Ein Telegramm besagt ferner, daß mit demselben Dampfer auch die Gattin des Forschers zurückgekehrt ist. Das Familienoberhaupt selbst, Herr Peary, überwintert bei bester Gesundheit am Kap Sabine und will im Frühjahr neuerlich den Versuch machen, den Nordpol zu erreichen. Peary war seit 1898, also seit drei Jahren, mit Frau und Tochter im hohen Norden. Er ist der einzige Nordpolfahrer, der den Mut hatte, auch seine Familie mitzunehmen in die ewige Eisregion. Muß man aber nicht noch mehr den Mut der beiden Damen, Mutter und Tochter, bewundern? Sie waren gewiß nicht in Unkenntnis der Gefahren, die mit einer solchen Expedition verbunden sind. Frau Peary hatte schon im Jahre 1891 eine Expedition nach dem äußersten Norden Grönlands mit ihrem Gatten mitgemacht. Damals verunglückte der Meteorolog Verhoeff, der in eine Gletscherspalte stürzte und nicht mehr zum Vorschein kam. Auch bei einer zweiten Expedition nach dem Nordpol im Juli 1893 war sie die treue Gefährtin ihres Gatten und hatte mit allen Unbilden der Witterung zu kämpfen, die damals so heftig waren, daß auf halbem Wege umgekehrt werden mußte. Mit dem Polardampfer „Windward" wurde 1898 neuerlich die Fahrt in das Eis unternommen, und diesmal war außer an Gattin auch die herangewachsene Tochter der Bord. Die beabsichtigte Heimreise konnte vieler Hindernisse wegen in demselben Jahre nicht mehr ausgeführt werden; erst 12 Monate später bereite sich das Schiff vom Eise, und am 10. September 1899 lief es in der Conception-Bai auf Neufundland ein. Peary hatte bei dieser Tour das nördliche Grinelland durchquert, der nördlichst erreichte Punkt war Kap Beechey unter 82 Grad nördlicher Breite. Auf diesen Forschungstouren widerfuhr Peary schweres Mißgeschick. Während eines Schneesturmes verfehlte er einmal den Weg, mußte zwei Tage umherirren und erfror sich die Füße, sodaß ihm mehrere Zehen abgenommen werden mußten. Er war mehrere Wochen an das Krankenlager gefesselt, Frau und Kind weilten bis zu seiner Heilung bei ihm. Während nun der kühne Forscher auf Kap Sabine zurückgeblieben ist, haben Gattin und Tochter doch endlich mit dem Ersatzdampfer „Erik" die Heimfahrt angetreten. Fräulein Peary erzählt, daß des Vaters Schiff die äußerste Nordspitze des grönländischen Archipelagus umfahren und eine Breite von 83 Grad 50 Min. erreicht hat. Und sie war dabei! Dem jungen Fräulein wird niemand den Respekt versagen.

Liebesromantik am Bosporus.

Trotz der strengen Abgeschlossenheit, in der die Türkinnen ihre Tage verbringen, finden sie doch manchmal Gelegenheit, eine Männerbekanntschaft zu machen, die meist auch zur Heirat führt. So gelangte kürzlich eine kleine Liebesgeschichte zu einem ebenso romantischen wie glücklichen Abschluß. Das bildschöne einzige Töchterchen eines hohen Beamten in Konstantinopel hatte auf etwas geheimnisvolle Weise einen stattlichen jungen Bei kennen gelernt. Der unternehmende Liebhaber bewarb sich zu wiederholten Malen um die Hand der Angebeteten. Vater und Brüder wollten von dem Freier jedoch nichts wissen, da sie für das junge Mädchen eine viel glänzendere Partie in Aussicht hatten. Vergebens waren die Bitten und Thränen der liebenden Maid. Der Bosporus, auf dessen Fluten schon manches liebeskranke Pärchen während der Nacht in schwankendem Boot heimlich zusammengetroffen ist, wurde auch diesmal zum Helfershelfer ausersehen. Am Abend der Jubiläumsfeier erschmeichelte die schöne Leila von ihrem Vater die Erlaubnis, in einer Barke, begleitet von einer Sklavin, den Fluß hinabzufahren, um die Illumination zu sehen. Die treue Sklavin hatte es zu bewerkstelligen gewußt, den Liebhaber ihrer jungen Herrin von der Bootfahrt in Kenntnis zu setzen, so daß er ihnen in geringer Entfernung folgen konnte. An einer Stelle, wo es besonders Interessantes zu sehen gab und zahlreiche Boote sich drängten, kam es plötzlich zu einem Zusammenstoß zwischen dem schlanken Fahrzeug, in dem das junge Mädchen saß, und der etwas größeren Gondel des Bei. Das kleinere Boot legte sich auf die Seite, und ehe die Dienerin nach der verschleierten Leila greifen konnte, stürzte diese kopfüber ins Wasser. Im nächsten Moment war der Bei ihr nachgesprungen, und mit seiner kostbaren Last im Arm tauchte er bald wieder auf. Er nahm die Geretete in sein eigenes Boot und brachte sie sofort zu ihrem Vater. Als er sich am andern Morgen nach dem Befinden der Geliebten erkundigte, wurde er mit offenen Armen von den Angehörigen empfangen. Die Hochzeit des glücklichen Paares wird bereits in den nächsten Wochen stattfinden.

Buntes Allerlei.

Es kam ein neuer König über England, der wußte nichts von — John Brown, dem langjährigen Kammerdiener der Königin Viktoria . . . . Wie die englischen Zeitungen melden, werden nämlich in Balmoral gegenwärtig größere Veränderungen für den bevorstehenden Besuch des Königspaares getroffen. Das alte sogen. Kaffeezimmer, das die Königin Viktoria zeitweilig als Kapelle benutzte, wird jetzt in einen Billardraum verwandelt. Die Statue John Browns, welche die Königin Viktoria ihrem Diener errichten ließ, ist auf Befehl des Königs ebenfalls entfernt und dem Bruder des Verstorbenen, Mr. William Brown, übergeben worden.

* * *

Ein Schwerenöter. Mann (bei der Abreise seiner Frau): „Nun adieu, mein liebes Kind, bleibe recht gesund und sieh zu, daß du nicht häßlicher wirst!" — Frau: „Aber Mann, wie kannst du mich so beleidigen?" — Mann: „Beleidigen? Wieso denn? Schöner kannst du doch unmöglich werden."

---

wird keine Gelegenheit geboten, denselben zu bethätigen; ein stilles, trauliches Heim, einen festen Wohnsitz, was gäbe ich darum!"

Sie lehnte sich in die weichen Kissen des Diwans zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopfe.

Frieda fand, daß sie bleicher aussah als sonst, und daß ihre Augen einen eigentümlichen Glanz hatten. Selmas Gesundheit war keine feste; sie hatte Tage, an denen sie ernstlich litt, und wenn sie sich doch bezwang und in Gesellschaft ging, so geschah es nur, um ihrem Vater keine Sorge zu bereiten. Frieda trat zu ihr und beugte sich liebevoll über sie. „Sie sollten sich schonen und heute lieber daheim bleiben," bemerkte sie bittend.

Selma gab nicht sofort eine Antwort, dann aber schlug sie die Augen auf und sagte lächelnd: „Sie wollen mich um das Vergnügen bringen, die Wilsons zu genießen. Nein, meine Liebe, dahin bringen Sie es nicht. Sie müssen heute sehr hübsch aussehen, Frieda, mir zuliebe! Lydia Wilson ist wütend über jedes junge Mädchen, das in ihrer Nähe auftaucht; je hübscher Sie aussehen, desto lebhafter wird sie Sie haßen. Aber machen Sie sich nichts daraus; an diesem Hasse ist nichts gelegen."

Sie zog die Arme hinter dem Kopf hervor und machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen wollte. Aber sie legte sich wieder zurück und sagte: „Nein, mit dem Musizieren ist's heute nichts. Lesen Sie mir etwas vor. Später wollen wir in den Tiergarten fahren — vergessen Sie nur nicht, möglichst elegante Toilette zu machen!"

Frieda blieb nichts übrig als diesem Wunsche, der mehr einem Befehle glich, nachzukommen.

Sie nahm aus ihrem Vorrate ein heliotropfarbenes Seidenkleid, an dessen herzförmigem Ausschnitt sie einige Blüten befestigte. Sie hatte einen ihrer besten Anzüge gewählt und wußte auch, daß sie in demselben sehr vorteilhaft aussah.

Selma lächelte befriedigt, als die Freundin vor ihr erschien. „Nun, Miß Lydia," sagte sie lachend, „jetzt gilt es, gute Miene zum bösen Spiele machen."

Fräulein von Beerbrouck selbst sah reizend aus in einer weißen Spitzentoilette, einen Strauß dunkelroter Rosen am Busen. Kein Mensch merkte, daß das zarte Rot auf ihren Wangen ein künstliches war, und ihr Vater sagte lächelnd zu seiner Tochter: „Du blühst wie eine Rose, Kind. Die Wilsons werden überrascht sein, dich so wohl zu sehen. In Offende, da hattest du manchmal schlimme Zeiten."

Selma nickte. Ach ja, in Offende hatte sie viel gelitten, geistig und körperlich — sie mochte nicht gerne daran erinnert sein. — —

Die Wilsons bewohnten in einem der ersten Hotels eine Reihe elegant und bequem möblierter Zimmer.

In den Ecken standen Blumenarrangements, auf den Etageren Nippes, Bilder, und eine Menge jener kostbaren Kleinigkeiten, die nun einmal dem Behagen des modernen Menschen unzertrennlich scheinen, schmückten die Räume. Nichts war versäumt worden, um dieselben traulich zu gestalten. Und doch lag ein fremder Hauch darüber, manches erschien zu neu, zu wenig benutzt, der Stempel irgend welcher Individualität fehlte allenthalben, man sah auf den ersten Blick, daß man sich in einer Mietswohnung befand, von der man sagen konnte: „Vor mir waren andere da, nach mir werden andere kommen."

Die Bewohner jener Räume selbst verstärkten nur noch diesen unbehaglichen Eindruck. Miß Lydia war groß und schlank, vielleicht etwas überschlank, aber dem war durch die Toilette abgeholfen worden. Sie hatte rotblondes Haar, das sie nach neuester Mode in einem hohen, wolligen Schopf frisiert hatte, ihre Augen waren graublau, kalt und stechend, doch verstand sie deren Blick durch rechtzeitiges Niederschlagen der dunkel gefärbten Wimpern zu mildern. Ihre Gesichtsfarbe war sehr zart, weiß und rosig, die Nase spitz und etwas zu groß, dagegen der Mund hübsch und rot.

Mit einem gekünstelten Freudenrufe rauschte sie den Eintretenden entgegen. Beerbroucks waren nicht die ersten, es waren schon einige Herren da. Ein dunkellockiter Pole mit schmachtenden Augen, ein kleiner wohlgenährter Landjunker mit etwas derben Manieren, und ein ungarischer Graf, der lang, dünn und krumm wie ein Fragezeichen mitten im Saal stand.

Wilson, der sich eben angelegentlich mit dem Landjunker, einem Herrn von Gröben unterhalten hatte, brach sofort das Gespräch ab und beeilte sich die Gäste zu begrüßen.

Die Vorstellung ging rasch vor sich und Frieda erfuhr, daß der dunkellockige Pole Radimir von Bilinski heiße und nebenbei Klaviervirtuose sei. Der Graf hieß Oskar von Eckaristein und schwärmte eigentlich nur für Pferde und Hunde — hinterdrein kamen die Karten und das schöne Geschlecht, aber da man so etwa in einer anständigen Gesellschaft nicht laut sagt, so behielt er diese interessante Thatsache für sich. Er sprach etwas laut, lachte gern und zwirbelte unaufhörlich an seinen hochaufgedrehten Schnurrbart-Enden.

Selma hatte ihn richtig geschildert. Sein Aeußeres war nichts weniger als vorteilhaft, dazu war er mit einer übertriebenen Eleganz gekleidet, die ihn eigentlich noch häßlicher machte.

Frieda hatte den Sohn des Hauses zum Tischnachbar erhalten, an der anderen Seite hatte sie Herrn von Gröben, der tapfer aß und trank und sich sehr wenig um sie kümmerte. Dagegen schien sie Harry Wilson um so besser zu gefallen, denn dieser starrte sie manchmal in geradezu unerträglicher Weise an.

Man konnte nicht sagen, daß er ein schlechter Gesellschafter gewesen wäre; er redete gut und gewandt, aber der Eigendünkel, der aus jeder seiner Bewegungen sprach, leuchtete auch aus jedem seiner Worte.

Der ganze Mensch war Frieda höchst unsympathisch und sie war froh, als die Tafel zu Ende ging. Wenn sie aber gehofft hatte, daß Harry Wilson den übrigen Herren ins Rauchzimmer folgen werde, irrte sie sich. Er und der dunkellockige Pole blieben bei den Damen und da Miß Lydia augenscheinlich für den schmachtenden Herrn eine große Anziehungskraft besaß, so blieb für Selma und Frieda nur Harry übrig.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0003

Vermischtes.

Carsdorf, 18. September. Heute fand hier die erste gemeinschaftliche Versammlung aller Mitglieder der landwirtschaftlichen Vereine des Kreises Querfurt statt. Dieselbe war sehr zahlreich besucht und hat allgemein Anklang gefunden. Es wurde beschlossen, im Jahre 1902 eine gleiche Versammlung einzuberufen und zwar nach Querfurt; auch in den folgenden Jahren soll sich diese Versammlung unter jedesmaligem Wechsel des Versammlungsortes wiederholen. An Stelle des behinderten Herrn Dr. Rabe war von der Landwirtschaftskammer Herr Dr. von Stockhausen gesandt worden, um den Vortrag über „Die Bedeutung der gemeinschaftlichen Arbeit der Landwirte im Vereins- und Genossenschaftswesen und ihre Erfolge in der Provinz Sachsen, speziell im Hinblick auf die Gestaltung der Getreide- und Fleischpreise" zu halten. Derselbe berichtete in seinem Vortrage u. A., daß im nördlichen Teile unserer Provinz das Genossenschaftswesen sehr stark ausgebildet sei, 80 % aller Landwirte seien dort genossenschaftlich organisiert. In unserem Kreise sei zwar auch ein Fortschritt zu verzeichnen, aber die Zahl betrage doch nur 13 %. Jedenfalls liege es im Interesse aller Landwirte, besonders aber der mittleren und kleineren Besitzer, sich die Vorteile, welche das Genossenschaftswesen bietet, zu Nutze zu machen. Es knüpfte sich an den sehr interessanten Vortrag eine lebhafte Debatte, bei welcher besonders die mißliche Lage der Landwirtschaft in Bezug auf die Absatzverhältnisse für ihre Produkte hervorgehoben wurde. Die Zahl der Händler und kaufenden Mühlen nehme von Jahr zu Jahr ab, sodaß der Landwirtschaft gar nichts weiter übrig bleibe, als den Getreidehandel selbst zu organisieren. Dabei wurde auch der Wunsch ausgesprochen, daß „kleinere" Getreidelagerhäuser innerhalb des Bezirks errichtet werden mögen. Schließlich wurde hervorgehoben, daß es gerade im Hinblick auf die schlechten Absatzverhältnisse und die Wahrnehmung der Berufsinteressen zweckmäßig sei, die Vereinsbildung überall zu unterstützen. Den anderen Berufsständen sei es, da sie meist in den großen Städten domizilieren, viel leichter gemacht, sich zusammenzuschließen und ihre Interessen zu vertreten, als der nur auf das platte Land angewiesenen Landwirtschaft. Hieran schloß sich ein einfaches Mahl unter zahlreicher Beteiligung, bei welchem Herr Landrat Böttcher den Toast auf Se. Majestät den Kaiser ausbrachte. Viele andere Toaste ernsten und heiteren Inhalts schlossen sich an, gaben aber alle den Wunsch zu erkennen, daß die Landwirtschaft in allen ihren Zweigen fest zusammenhalten möge, namentlich gegenüber den ganz ungerechtfertigten Angriffen, welche sie angesichts der bevorstehenden Zolltarifverhandlungen zu ertragen habe.

Die zunächst versuchsweise angeordnete Einberufung der Rekruten und Freiwilligen unmittelbar zu ihren Truppenteilen ohne Sammlung bei den Bezirkskommandos ist nun in Preußen endgiltig angeordnet. Die Abfindung der Rekruten usw. für den Marsch vom Aufenthaltsort zum Gestellungsort erfolgt durch die Gemeindebehörden oder Steuerempfänger, in Fällen, wo der Aufenthaltsort und der Sitz des Bezirkskommandos zusammenfallen durch das letztere. Soweit die Benutzung von Eisenbahnverbindungen in Frage kommt, lösen die Rekruten aufgrund des Gestellungsbefehls Militärfahrkarten gegen sofortige Bezahlung. Um Ueberfüllung der Eisenbahnen zu vermeiden, soll die Einberufung der Rekruten auf mehrere Tage möglichst gleichmäßig von den Truppenteilen verteilt werden. Allen nicht auf Sonderzüge verwiesenen Rekruten ist die Wahl des zu benutzenden Zuges freigestellt. Gestellungen nach 10 Uhr abends sind zu vermeiden.

Der Kyffhäuserbund hat bekanntlich den Bremer Kriegervereinen die Wahl zwischen Abbitte wegen des Verhaltens gegen den General v. Spitz oder Austritt aus dem Bund gestellt. Die Bremer Vereine sind zwar noch nicht schlüssig, was sie thun wollen, jedoch soll der dortige Senat erklärt haben, er werde den Ehrenschutz niederlegen, falls die Vereine die Forderung des Kriegerbundes nicht erfüllten. Auch den Offizieren soll es nahegelegt sein, aus den Vereinen auszutreten, falls die verlangte Abbitte nicht geleistet werden sollte.

Vorsicht!

Wer Kathreiner's Malzkaffee kaufen will, achte stets darauf, daß dieser an Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit unerreichte Kaffee-Ersatz und Zusatz nur in plombirten Packeten mit dem Bild des Prälaten Kneipp als Schutzmarke in den Handel gebracht wird.

Kirchliche Nachrichten.

16. Sonntag nach Trinitatis.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diakonus Beisert.
Beichte und heil. Abendmahl.

Die Beichtandacht findet nach dem Vormittagsgottesdienst statt.

Anmeldung bei Herrn Oberpfarrer Schwieger.

Amtswoche: Herr Diakonus Beisert.

Getauft: Am 15. September Kurt Erich Ernst Schulze; am 19. September Rudolf Hermann Ethner.

Getraut: Am 17. September Franz Mizera, Kammerdiener in Zingst, und Henriette Hedwig Dorhauer.

Sonntag, Abends 1/2 8 Uhr
Jungfrauenverein.

Neubestellungen auf den „Nebraer Anzeiger" für das IV. Quartal 1901 nehmen die kaiserlichen Postanstalten, unser Bote, sowie die Expedition entgegen, und beträgt der Abonnementspreis bei Abholung von der Expedition 1,05 Mk., durch unsern Boten mit Bringerlohn 1,20 Mk. gegen Vorausbezahlung und Aushändigung der Quittung, durch die Post bezogen 1,20 Mk., durch die Briefträger ins Haus 1,45 Mk. incl. Bestellgeld.

Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Das Streichen eines Bretterverschlages im Rathskeller, zweimal mit Oelfarbe, sowie von verschiedenen Thüren im Armenhause, soll vergeben werden.

Wir ersuchen, Angebote hierauf mit Preis für den Quadratmeter **bis Sonnabend, den 21. September 1901,** verschlossen, im Magistratsbüreau abzugeben.

Nebra, den 14. September 1901. **Der Magistrat.**
Strauch.

Bekanntmachung.

Für die der Stadt gehörige diesjährige **Weidennutzung** an der Großwangener Straße hat sich in dem öffentlichen Bietungstermine kein Käufer gefunden.

Wir ersuchen etwa vorhandene Kauflustige innerhalb der nächsten 8 Tage Gebote darauf im Magistratsbureau abzugeben.

Nebra, den 12. September 1901. **Der Magistrat.**
Strauch.

Wer ein reichhaltiges gut unterrichtetes Morgenblatt lesen will, der abonniere auf die

Leipziger Neuesten Nachrichten

mit dem volkswirthschaftlichen Theile und der Gratis-Beilage:
Blätter für Belehrung und Unterhaltung

Abonnementspreis vierteljährlich Mk. 3,15 excl. 42 Pfg. Postzustellungsgebühr.
Postzeitungskatalog Nr. 4410.

Die Leipziger Neuesten Nachrichten sind die verbreitetsten aller Leipziger Zeitungen und werden wegen ihrer gut orientirenden Leitartikel und wegen ihres reichhaltigen politischen Theiles (Mitarbeiter an allen größeren Plätzen Deutschlands und des Auslandes) in ganz Deutschland gern gelesen.

Zahlreiche eigene Depeschen, sorgfältig ausgewählte Romane und Feuilletons, gute Theater- und Musik-Kritiken, täglicher Courszettel der Leipziger und Berliner Börse mit den neuesten Nachrichten aus dem Gebiete des Handels und der Industrie, vollständige Gewinnliste der Königl. Sächs. Landeslotterie machen die Leipziger Neuesten Nachrichten lesenswerth für Jedermann.

Für **Insertionen** aller Art sind die Leipziger Neuesten Nachrichten, welche

die verbreitetste aller Leipziger Zeitungen

sind und von allen Leipziger Blättern die meisten Postabonnenten (an circa 2000 Postorten) haben, als wirksamstes Insertionsorgan zu empfehlen.

Die Leipziger Neuesten Nachrichten werden mit den Nachtzügen und ersten Frühzügen versandt, so daß die Nummern bei Orten mit guter Zugverbindung z. B. Berlin, Dresden, Plauen, Chemnitz 2c. schon mit der ersten Postaustragung in die Hände der Abonnenten gelangen.

Probenummern und Kostenanschläge für Inserate stehen durch die Expedition, Leipzig, Petersteinweg 19, gratis und franco zur Verfügung.

In der Provinz Sachsen, in Anhalt und Thüringen hält der Landwirth neben der Zeitung seines Heimathortes einzig zweckmäßig die

Hallesche Zeitung
Halle a. S.

Diese Zeitung ist seit Jahrzehnten das einzig größere Blatt im ganzen mittleren Deutschland, welches die Interessen der Landwirthe nachhaltig und mit Erfolg vertritt.

Man bestelle bei der nächsten Postanstalt die Hallesche Zeitung, Halle a. S. für Oktober bis Dezember zu nur 3 Mark. Täglich 2 Ausgaben. Anzeigen kosten die Petitzeile 20 Pf.

Die diesjährige Campagne beginnt Dienstag, den 1. October. Annahme der Arbeiter Sonntag, den 22. dss. Mts., Vormittag 7 Uhr.

Vitzenburg, den 18. September 1901.

Zuckerfabrik Vitzenburg.

Allen voran
ist und bleibt die seit Jahren vorzüglich eingeführte
Döbelner Terpentin-Schmierseife à Pfd. 32 Pfg.
Im Verbrauch die Beste und Billigste.
Ebenso anerkannt und bevorzugt:
Döbelner Veilchen-Seifenpulver à Pack. 15 Pfg.
Zu haben bei **Robert Barthel, Richard Berthold, Otto Wobig.**

Saatweizen,
winterfest, **Beseler,** à Ctr. 9,— Mark,
Petkuser Roggen,
à Ctr. 8,— Mk., beides ertragreichste Sorten,
bat abzugeben **Carl Stahr.**

Neuheit!
Stahldraht-Obstbaum-Rindenbürste,
zum Reinigen der Rinde bei Obstbäumen von Moos, Flechten, Insekten usw.
empfiehlt **R. Barthel.**

Kinder-Nährzwieback
aus der Fabrik von
Oscar Trinkaus, Sangerhausen.
Unstreitig bester Zwieback.
Höchste Auszeichnung:
Goldene Medaille und Ehrenpreis.
Für die ganz besondere Güte dieses Zwiebacks spricht auch die Thatsache, daß nach vorheriger generalärztlicher Untersuchung und Empfehlung des Berliner Vereins vom Roten Kreuz mehrere große Sendungen für unsere Truppen in China erfolgt sind. Jeder Versuch führt zur dauernden Kundschaft.
Verkaufsstelle in Nebra bei
Otto Wobig, Droguen-Handlung.

Tüchtiges sauberes junges **Mädchen** für Stadt gesucht.
Auskunft bei **Kottenhahn, Großwangen.**

Neue Linsen, Bohnen, Erbsen in schöner gutkochender Waare empfiehlt **R. Barthel.**

Gänsefedern wie sie von der Gans kommen 1.50 p. Pfund, ausortirte nur fl. Fed. u. Daunen 2.00, etwas fl. u. daunige 2.25 (wirklich, dies. 3 Sort. ist hier u. wied. eine große Fed. vorhand.) **Halbdaunen,** ganz fl. weiße, volldaunige Federchen 2.65, zarter u. daunige 3.00, hochprima, fast Daune, 3.50. **Gerissene Fed.,** grau 1.75, halbweiß 2.50, weiß 2.75, 3.00, 3.50, schneew. 4.00, schneew., sehr daunig. 4.50. **Daunen** halbweiß 3.50, weiß 4.50, hochpr. 5.50. **Chinesf. Entenfed.** 0.75, 1.00, Halbdaune 1.50, 1.75, Daune 2.50. Jede Waare wird in m. Fabrik sauber gereinigt, daher vollkommen trocken. Nur u. haltbar, lindeinig weil und preiswerth. Jährlicher Umsatz ca. 3000 Centner. Garantie: Zurücknahme. Für **Bettstoffe** und fertige **Betten** Preisliste extra. **Krohn,** Lehrer a. D., **Alt-Rostock** (Oberdruck).
Fettgänse pr. Pfd. 56 Pfg.

Uhren in den verschiedensten Ausführungen sowie
Musikwerke, Ketten, Brochen und Ringe etc.
empfiehlt zu **billigsten Preisen** franco Nebra
Carl Precht, Uhrmacher,
Naumburg a. S., Markt 10.

Umsonst
versendet ein **„Illustrirtes Handbuch üb. Kräuter-Hausmittel"** an Jedermann die Expedition der **„Schreiber's Monatsblätter", Coethen** (Anh).

Gesang-Verein.
Sonntag, d. 22. Septbr.,
Stiftungsfest.
(Abendessen und Ball).
Gäste sind willkommen.
Anfang p. 7 Uhr. **Der Vorstand.**

Ansichts-Postkarten
von Nebra
sind zu haben in der **Buchdruckerei Nebra**

Verantw. Redaction und Druck der drei ersten Seiten von Hermann Arendt's Verlag in Berlin. Verantw. Redaction und Druck der vierten Seite und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrirte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt.

Weisheit.

Wenn dir nicht Mutterwitz gegeben,
Magst du nach Weisheit immer ringen,
Du wirst es doch in deinem Leben
Niemals zum weisen Manne bringen.
Nimmst du auch alle Disciplinen
In deinem Hirne in Verwahrung,
Sie können dir nicht soviel dienen
Als eignes Forschen und Erfahrung.
Nur dann kann dir dein Lernen langen,
Nur dann kann dir dein Streben glücken,
Wenn du mit immer offnen Augen
Auf deinen Weg wirst um dich blicken.

Der Pfarrer.

Kriminalnovelle aus dem Englischen von Fritz Fernau.

(8. Fortsetzung.)

Kein Wunder, daß ich ihn verändert fand. Er war niedergebeugt wie ein alter Mann, als er durch die Zelle schritt, um mich zu begrüßen und sein Haar war schon damals von silbernen Linien durchzogen. Ich war unfähig zu sprechen. Er setzte sich am Tische nieder und stützte den Kopf in die Hand. Dann schaute er mich mit freundlichen, aber traurigen Augen an.

„Das ist gut von Ihnen, liebe Freundin; ich bedarf des Trostes."

Wir sprachen lange und ernst zusammen. Sie müssen bedenken, daß ich in jener Zeit viel von dem, was ich Ihnen erzählt habe, nicht wußte. Wir hatten nicht die kleinste Spur des wirklichen Verbrechers und waren sehr besorgt, solche zu finden. Wir hatten den besten Advokaten genommen, den wir finden konnten, einen Mann, der große Fähigkeiten besaß und mir ein persönlicher Freund war. Herr Legros — so war sein Name — sagte uns, dieses sei der einzige Weg zur Rettung; das Messer könne nichts helfen; nicht einmal eine Fabriksmarke war darauf; es war von ganz gewöhnlicher Art. Als ich aber an den Pfarrer diesbezügliche Fragen richtete, wandte er sich unwillig ab.

„Ich weiß durchaus nichts anzugeben und kann Ihnen nichts sagen; auch habe ich nicht den geringsten Verdacht."

Ich sah wohl, daß von ihm nichts zu erfahren war. Als ich ihm die Geschichte erzählte, die ich von Jean gehört und die bei dem Prozesse jedenfalls zur Sprache kommen mußte, wies ich sogar auf die Eifersucht als ein Motiv hin und fragte ihn, ob er von irgend einem anderen Verehrer Yvonne's wüßte.

„Etienne," fügte ich hinzu, „ist natürlich außer Frage, da er erst einige Tage später zurückkehrte. Er war meilenweit fort."

Nicht eine Muskel seines Gesichtes zuckte. Er blieb dabei: „Ich kann die Sache nicht im geringsten aufklären." Bald schien er des Fragens müde zu sein. Ich wußte ja nicht, daß ich dadurch die Pein, in der er lebte, nur noch vergrößerte. — Als ich ihm Lebewohl sagte, suchte ich ihm ein wenig Mut einzusprechen: „Wir wollen keinen Stein unumgedreht lassen," sagte ich; „wir wollen nichts versäumen, Ihre Unschuld zu beweisen."

Er lächelte wieder — dasselbe traurige, doch unerschütterlich ruhige Lächeln.

„Wie es Gott will," sagte er; „doch ich danke Ihnen für Ihren Glauben an mich."

Er wandte sich ab und fuhr nachdenklich mit der Hand über die Stirn. Dann kam er zurück und ergriff meine Hand.

„Nur eine Bitte habe ich an Sie. Wenn Sie durch den Beweis meiner Unschuld einen anderen Mann an meine Stelle bringen müssen, dann lieber nicht. Für mich hat der Tod, denke ich, nichts bitteres mehr. Lassen Sie es gehen, wie der gute Gott es will. Vielleicht mag der Andere — wer es auch sein mag — ein reuevolles Leben führen und so seine Seele retten; dann sterbe ich doch nicht vergeblich."

Die letzten Worte sprach er in gedankenvoller Rührung und Thränen standen in seinen freundlichen Augen. Ich kniete nieder und küßte seine Hände, die während seines kurzen glücklichen Lebens den Menschen nie etwas anderes als Segen gebracht hatten. Dennoch war ich fest entschlossen, alles aufzuwenden, um ihn zu retten. Aber Gott geht seine eigenen Wege. Herr Legros kam aufs Schloß und blieb einige Zeit hier.

Er verhörte und forschte bei jedem und überall in der geschicktesten Weise — auch Jean und Frau Lebrun nahm er vor. Jean wußte von keinem, der es gewagt hätte, Yvonne den Hof zu machen. Die jungen Leute, von denen allerdings mancher sie bewunderte, hatten alle zu viel Furcht vor Etienne.

Frau Lebrun konnte nur genau die Unterhaltung berichten, die sie in der fraglichen Nacht mit ihrem Herrn gehabt hatte; dann,

Großfürstin Helena Wladimirowna, Prinz Louis Bonaparte, Heimlichvermählte.

(Text s. S. 304.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0005

wie sie das Messer gefunden und wie der Pfarrer ihr befohlen hatte, es wieder an seinen Platz zu bringen. Das Letztere war sicherlich kein Beweis seiner Schuld. Außerdem fügte sie noch eine wichtige Mitteilung hinzu.

Am ersten Morgen nach der That hatte sie einen Spaten, und zwar einen von den ihren, draußen im Garten gefunden, während sie fest überzeugt war, daß am Abend vorher alle die Werkzeuge in den Schuppen gebracht waren. Der Schuppen war aber nie verschlossen.

Diese That wies darauf hin, daß die That von jemandem ausgeführt war, der die Lokalität kannte.

Etienne blieb während dieser Zeit im Dorfe, doch man sah ihn selten. Die Leute sagten, er sei wahnsinnig vor Schmerz. Er fuhr fort, in den Wäldern und auf den Bergen in der ganzen Gegend umherzustreifen, wie ein ruheloses, gehetztes Wild.

Eines Tages sagte der Rechtsanwalt: „Ich möchte diesen Liebhaber wohl einmal sehen, der seine Braut so tief betrauert."

Es dauerte indessen einige Zeit, ehe er seine Absicht erreichen konnte, aber er wartete und beobachtete geduldig. Eines Abends gelang es ihm, Etienne zu treffen und ihn eine kurze Strecke zu begleiten. Nach seiner Rückkehr kam er in mein Zimmer.

„Ich habe Etienne gesehen. Er ist der Thäter!" sagte er ruhig.

Entsetzt sprang ich auf: „Was! er war doch gar nicht hier in der Gegend."

Ein Lächeln war des Advokaten einzige Antwort. Doch was sein Scharfsinn und seine Klugheit ihm auch sagen mochten, es war kein Beweis vorhanden, nicht einmal der leiseste Grund, auf den man eine Anklage hätte stützen können. Keiner hatte Etienne in der Nähe gesehen vor dem Abend, an dem er offen durch das Dorf zu Pierres Hause gegangen war. Das Messer war kein solches, wie man es im Dorfe zu sehen gewohnt war. Es hatte eine lange, spitze Klinge; viele von den Arbeitern trugen lange Einschlagmesser, die sie bei ihren Mahlzeiten benutzten; doch keinen hatte man je im Besitze eines Messers von jener oder ähnlicher Art gesehen.

Henry von Orleans †. (Text s. S. 304.)

So standen die Angelegenheiten, als der Tag der Verhandlung herankam. Ich konnte nicht fern bleiben. Ich fühlte mich gedrungen hinzugehen und genau den Verlauf der Sache zu verfolgen. Auch Frau Despard ging mit mir und saß an meiner Seite, meine Hand fest in der ihren haltend. Außer diesem Drucke ihrer Hand verriet kein äußerliches Zeichen, was sie im Innern erduldete. Der Raum war gedrängt voll; von nah und fern waren die Leute herbeigeströmt. Ich selbst sah zuerst nichts als das Antlitz Michel Despard's. Er und die arme Frau an meiner Seite nahmen meine ganzen Gedanken in Anspruch.

Man führte den Angeklagten auf seinen Platz — die Anklagebank. Wie war er verändert! Sein Haar war jetzt ganz weiß — so, wie Sie es gesehen haben. Die sechs langen Wochen der Einkerkerung und des Leidens hatten seine junge, kräftige Gestalt furchtbar mitgenommen. Er ging schwach und langsam, sein Gesicht war grau und eingefallen, die Finger seiner gefalteten Hände lang und abgemagert. Doch auf seinen abgezehrten Zügen lag ein Ausdruck ruhigen Duldens und die Linien seines Mundes waren sanft und freundlich wie einst. Ich sah einen Blick freudigen Dankes in seinen Augen, als sie sich zu dem Kruzifix erhoben, welches damals noch seinen Platz über des Richters Sitz hatte. Ich glaube kaum, daß er überhaupt etwas anderes in der großen Halle sah. Erst im Verlaufe des Tages bemerkte er noch etwas: mitten zwischen der gedrängten Menge stand ein großer, hagerer Mann. Ich sah die blutunterlaufenen Augen, das wirre Haar, das zerfurchte Antlitz — es war Etienne.

Michel Despard sah ihn auch. Vielleicht hatte er nach ihm ausgeschaut, an ihn gedacht und sich zweifelnd gefragt, ob er wohl da sein werde. Ich beobachtete den Blick, den er auf ihn warf, einen Blick voll endlosen Mitleids und Kummers.

Michel Despard erklärte ruhig seine Unschuld. Er gebrauchte keinen Schwur und keine weitere Bekräftigung, als durchaus nötig war; er erklärte nur fest und klar: „Ich bin unschuldig."

Der erste Zeuge gegen den Angeklagten war Jacques Guyot, der den Pfarrer mit Yvonne hatte sprechen sehen. Über die Zeit war er sich in seinem armen, dummen Schädel immer unklarer geworden. Er meinte jetzt, es müsse nach neun gewesen sein.

Die arme Frau Lebrun mußte notgedrungen erklären, zu welcher Zeit ihr Herr heimgekommen war.

„Oh, meine Herren, hören sie doch nur!" rief sie. „Ich weiß es — ganz gewiß weiß ich es, wo mein Herr war. Er war in dem Fliedergange im Garten, wo er oft spazieren geht und dann war er in der Kirche."

„Sahen Sie ihn dort, meine liebe Frau? fragte der Richter.

„Ach nein!"

„Dann hat diese Aussage für uns keinen Wert."

Sie preßten die Stunde aus ihr heraus, zu der sie ihn das Haus am anderen Morgen, als es noch dunkel war, hat verlassen hören; dann die Geschichte von dem Spaten und dem Messer und wie ihr Herr befohlen habe, das letztere wieder an seinen Platz zu bringen. Dieser Umstand schien etwas Eindruck zu machen.

Für den Staatsanwalt indessen war jede Möglichkeit der Rettung ausgeschlossen. Deutlich, mit vernichtender Schärfe zeigte er, wie alles zusammenstimmte und entwarf ein Bild von schauerlicher Klarheit. Selbst das Zurückbringen des Messers stellt er nur als die freche List eines hartgesottenen Verbrechers hin, der, wo jeder andere Ausweg fehlte, sich in den Mantel heroischer Unschuld hüllte. Jedes fehlende Glied in der Beweiskette wurde durch eine geschickte Vermutung ergänzt und die ganze furchtbare Geschichte der That so ausgesponnen, daß schließlich an der Stelle des Angeklagten ein wahrer Teufel, eine höllische Karrikatur von Michel Despard zu stehen schien.

Unser eigener Anwalt that alles, was er konnte. Er gründete seine Verteidigung auf den Mangel irgend eines bewiesenen Motivs und den allgemein bekannten Charakter des Angeklagten, der ihn zu einer solchen That unfähig mache.

Thatsachen, sagte er, und keine Annahmen seien nötig. Das stärkste Motiv, welches einen Mann zu einem solchen Verbrechen treiben könne, sei Eifersucht. Wo habe man nach dieser zu suchen? Von Michel Despard habe man nie gesehen, daß er den geringsten Verkehr mit Yvonne Lagache unterhalten habe, ehe er diese wenigen Worte an dem Abend ihres Todes zu ihr sprach — Worte, die er als ihr Seelsorger sprechen mußte. Er könne beweisen, daß Yvonne Lagache, obwohl mit Etienne verlobt, doch einen andern Liebhaber hatte. Wo war ihr zukünftiger Gatte in jener Nacht? Warum war er nicht zu seiner Braut zurückgekehrt? Seine Dienstzeit war abgelaufen, wie er beweisen konnte; er möge selbst seine Abwesenheit erklären. Und das Messer! Es war ein Messer, das, wie sie alle wüßten, ein Arbeiter oder ein Soldat tragen mochte; höchst unwahrscheinlich aber sei es, daß Herr Despard ein solches besitze und das noch ohne Wissen seiner Haushälterin, die alle seine Sachen genau kenne.

Dann stellte er die Figur des Pfarrers noch einmal hin, so wie wir ihn kannten. Er schilderte die reine unbefleckte Jugend, das einfache makellose Leben; er zeigte, wie der Pfarrer seine Tage zum Wohle seiner Mitmenschen verbracht, wie er seinen Schlaf verkürzt hatte, um die Zeit zum Gebet zu finden.

Sie haben gehört, daß er an dem fraglichen Morgen vor Tagesanbruch sich erhob, wie es stets seine Gewohnheit war. Wo verbrachte er diese frühen Stunden, wenn im Dorfe noch alles ruhig war? Vor dem Altar, dem er sein Leben geweiht hatte.

„Nein, meine Herren," rief er, „eine solche That ist nicht die Frucht eines solchen Lebens; überlegen Sie sich wohl, ehe Sie auf Grund dieser Beweise ein „schuldig" sprechen. Hinter dem Gebäude von Unwahrheiten, welches auf ein paar zusammenstimmenden Thatsachen von Ihnen errichtet ist, lauert eine schauerliche Wahrheit. In der Dunkelheit, die wir noch nicht kennen, müssen wir den suchen, der diese scheußliche That wirklich beging. Es war die That eines rohen Gesellen; eines Mannes, der ein wildes, ungeordnetes Leben führte.

„Sehen Sie sich um, meine Freunde, ob Sie einen solchen Mann kennen; einen Mann, der sich von einem Gefühl überwältigen läßt, welches eine Schmach und eine Verhöhnung des Wortes „Liebe" ist; einen Mann, der gepackt von der heftigsten, teuflischsten aller menschlichen Eigenschaften — der Eifersucht auf die, welche er zu

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0006

lieben glaubt — imstande seine würde, einen solchen Stoß zu thun, einen Stoß, wie er die arme Yvonne zu Boden streckte, daß sie dalag in ihrem eigenen warmen Blute.

„Dann muß er seine schauerliche That verbergen, denn der Schweiß des Feiglings steht ihm auf der Stirn, und er trägt seine Last — wohin? In den Garten seines Freundes! und er begräbt sie — wo? Auf dem Grunde des Mannes, der ihn liebte, der sein Leben für ihn und die Seinen verbrachte; der seine Hand nur erhob, um zu segnen, und seine Stimme nur, um von Seligkeit oder Verdammnis zu sprechen.

„Wo ist solch ein Mann? Wo ist dieser Doppelmörder? — daß er überhaupt lebt, weiß ich — dieser Mann, der seine Seele mit dem Blute des Kindes befleckt hat, das er zu lieben glaubte, und der jetzt sein Gewissen noch mehr belastet mit dem Blute des Priesters, der sein Leben für das seine hingeben würde?

„Wir wissen es leider nicht. So wohl ist er verborgen in den dunklen Schatten, die er um sich gesammelt hat, so leicht kann seine niedrige Natur die Last der Übelthat tragen, die er vollbracht hat, daß er leben, dieses hören und doch schweigen kann.

„Aber nicht für immer. So gewiß Gottes Sonne durch die Wolken bricht und die Schatten der dunkelsten Nacht verjagt, so gewiß wird Gottes Gerechtigkeit den Mann ausfinden und züchtigen."

Er setzte sich nieder. Dumpfes Schweigen lag über dem ganzen Saale. Während er die Geschworenen anredete, schien sein scharfes Auge, seine ausgestreckte Hand unabläßig in eine Ecke des Raumes zu deuten. Unwillkürlich folgte jedes Auge der Richtung der Hand unabläßig in eine Ecke des Raumes zu deuten. Unwillkürlich folgte jedes Auge der Richtung der Hand und dem klaren, durchdringenden Blicke. Ein großer Mann stand dort in der Menge, unbeweglich, einen Soldatenmantel zum Teil über sein Gesicht gezogen. Es war Etienne. Gerade als ich hinsah, senkte sich die ausgestreckte Hand und er benutzte diesen Augenblick, um sich fortzustehlen und in der Menge zu verschwinden.

Der Eindruck der Rede auf alle Anwesenden war gewaltig; doch wo waren die Thatsachen, wo war der Mann? Es schien nur ein Schatten zu sein, der durch des Redners gewaltige Worte hervorgezaubert war; bei all dem stand Michel Despard dort als Angeklagter, mit der ganzen fürchterlichen Kette zufälliger Beweise gegen sich.

Jean wurde gerufen. Seine Aussage war schnell gemacht. In einfachen, männlichen Worten erzählte er von seiner Liebe zu Yvonne; er sprach von ihrer Furcht vor Etienne und erklärte, was sie verleitet hatte, in jener trüben Nacht in der Nähe der Kirche zurückzukehren. Diese Enthüllung überraschte die Meisten sehr, da keiner an ein ernstes Verhältnis zwischen Jean und Yvonne geglaubt hatte.

Dann ließ der Richter Etienne vor die Schranken des Gerichts bringen. Man hatte ihn sorgfältig im Auge behalten, damit er nicht fortlief. Mürrisch, mit gesenkten Brauen, kaum die Augen erhebend, stand er da. Er wurde in ein scharfes Verhör genommen und gab vor, in der Nacht des Mordes meilenweit entfernt gewesen zu sein. Am folgenden Tage sei er in das kleine Dorf gekommen, welches ich bereits erwähnt habe; er gab den Namen des Gasthauses an, in dem er geschlafen hatte und auch den Grund für seinen Aufenthalt. Erst am Morgen des vierten Tages, des Begräbnistages, habe er ein Gerücht von dem Verschwinden Yvonnes gehört; dann sei er heimgekehrt.

Etienne gab zu, von der Bewunderung, die Jean für seine Braut zeigte, gehört zu haben, doch er habe der Sache keine Bedeutung beigelegt. Sie war ein Kind; ihre Eltern würden schon danach sehen. Ihm sei es wichtiger gewesen, sich des Wohlwollens der Frau zu versichern, die Geld und Gut zu vermachen hatte, das ihnen in Zukunft zu statten kommen konnte. Er habe den ganzen Weg bis Maresnil zu Fuß zurückgelegt und sei am Abend dort angekommen. Das letztere war eine Lüge; er war einen Teil des Weges mit der Bahn gefahren, hatte aber Stationen gewählt, wo ihn niemand kannte; er hatte sich dann erst ein paar Stunden, wie ich schon sagte, in der Nachbarschaft des Dorfes umhergetrieben, zu der Zeit, als alle Dorfleute bei dem Begräbnis waren.

Manchem schien es seltsam, daß er jene eine Nacht auf der Landstraße verbracht und seine Rückkehr so verzögert haben sollte; doch es war niemand da, der ihm widersprechen konnte. Es ist ja so leicht, sich in den hiesigen Wäldern zu verbergen, besonders wenn man nicht gesucht wird; es würde sogar nicht schwer sein, einer Verfolgung zu entgehen.

Etienne erzählte seine Geschichte ohne Stocken doch mit einer tückischen Verdrießlichkeit, die ihm alle Sympathie nahm und von dem Gerichtshof mit Unwillen bemerkt wurde. Dann folgte das Resumé des Richters, kühl und gänzlich unparteiisch; Gefühl und Mitleid wurden bei Seite gesetzt und nur die Thatsachen, wie sie feststanden, in ihrer vernichtenden Folge zufälliger Beweise klargelegt.

Die Entscheidung der Geschworenen ließ nicht lange auf sich warten; der Spruch lautete „schuldig!" und Michel Despard wurde zum Tode verurteilt.

Ruhig, die Hände in stillem Gebet gefaltet, regungslos bis zum Schluß, hörte er sein Urteil an.

Während der ganzen Verhandlung hatte er sich selten gerührt, kaum einmal um sich geblickt. Als Etienne verhört wurde, sah ich, wie seine Lippen sich bewegten; sein Gesicht war, wie in tödlicher Pein, krampfhaft verzogen. Ein paar Mal glaubte ich Thränen in seinen freundlichen müden Augen zu sehen, die sich nun bald schließen sollten, um nie mehr in die trübe Welt hineinzublicken. Zuweilen verlieh das Bewußtsein des Rechts seiner Haltung eine gewisse edle Würde, die von den Anwesenden mit Freuden bemerkt wurde; doch meistens hielt er sich wie ein Mann, der hart, aber in Demut schweigend leidet.

Als er von dem Richter gefragt wurde, ob er irgend etwas wisse oder irgend einen Verdacht habe, da er sich selbst für unschuldig erklärte, antwortete er dasselbe, was er mir geantwortet hatte: „Ich kann Ihnen nichts sagen und kann die Sache durchaus nicht aufhellen; auch habe ich auf niemanden Verdacht."

In den einfachsten Worten erzählte er den Verlauf seines Zusammentreffens mit Yvonne, wie er überzeugt gewesen sei, sie habe sich heimwärts gewandt und wie er die übrige Zeit verbracht habe.

(Schluß folgt.)

Der Protz.

Skizze von Anna Wahlenberg. Übersetzt von Francis Maro. (Nachdruck verboten.)

Draußen in dem eleganten Entrée stand Olle Söderholm und wartete.

Er hatte dem kleinen netten Hausmädchen seinen Namen gesagt, und war jetzt neugierig, wer sich in der Thüre zeigen würde, das Mädchen, um ihn zu bitten, einzutreten, oder Nisse Lundmann selbst, um ihn zu begrüßen, denn daß der Herr des Hauses daheim war, sah er an dem Biberpelz, der auf einem der Haken hing.

Lundmann und er waren als ganz junge Leute sehr intime Freunde gewesen. Später trennten sich ihre Wege, und ihre Schicksale gestalteten sich gänzlich verschieden. Lundmann, der sich nie eine gediegenere Schulbildung angeeignet hatte und in gewissen Dingen ein klein wenig beschränkt war, hatte jedoch ein brillantes Geschäftstalent und stieg unaufhörlich von einer Stufe der merkantilen Welt zur nächsten empor, bis er endlich seine jetzige angesehene und einträgliche Stellung als Direktor einer lukrativen Bergwerksgesellschaft erreichte. Aber Söderholm hatte nicht so viel Glück gehabt. Er galt für einen guten Kopf, was zuweilen, wenn man Geschäftsmann ist, ein zweifelhafter Vorzug zu sein scheint. Genug, er hatte schlimme und gute Zeiten durchgemacht, aber meistens schlimme. Ein paar Jahre lang war es ihm in seinem Berufe gut gegangen. Aber dann kamen ungünstige Konjunkturen, alte Schulden begannen drückend zu werden, und dann brach der Krach herein. Jetzt hatte er gerade angefangen, sich von diesem Unglück zu erholen und einen neuen Weg einzuschlagen. Er war Weinagent geworden.

In dieser Eigenschaft befand er sich auch hier oben. Die Woche zuvor hatte er Nisse Lundmann auf der Straße getroffen und ihn gefragt, ob er ihm einige Weinproben schicken könnte. Dieser war in großer Eile gewesen, aber hatte ihn freundlich auf den Rücken geschlagen und gesagt: „Ja, schick nur, du ." So hatte er geschickt, aber von keiner Bestellung gehört, und darum hielt er es für das Beste, persönlich ein wenig daran zu erinnern.

Nun hörte man Schritte, aber sie waren zu leicht, um die eines Mannes zu sein.

Richtig, da stand das frischgestärkte, kleine Hausmädchen, aber gar nicht mit der verbindlichen Miene, die sie haben mußte, um

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0007

Moderne Plastik: Stütze des Alters. Nach der Statuette von Escula.

ihn zu bitten, einzutreten. Und eine solche Aufforderung kam auch nicht.

Sie sagte ganz einfach, daß der Herr Direktor beschäftigt wäre und sich jetzt nicht entscheiden könnte, ob er den Wein nehmen würde. Aber wenn der Herr seine Adresse zurücklassen wollte, würde er bald Antwort bekommen.

Ein grobes Wort schwebte auf seinen Lippen, doch es löste sich glücklicherweise in ein „Jaso" auf, freilich ein sehr düsteres. Er schritt der Thüre zu, und als das kleine Hausmädchen ihn noch einmal bat, seine Adresse zurückzulassen, antwortete er kurz, es sei nicht nötig, und ging. So behandelte man also einen alten Freund!

Nicht zum ersten Mal merkte er, wie die Freunde ihr Antlitz zugleich mit dem Glücke abwandten, aber es ergriff ihn darum jedesmal nicht weniger tief. Und Nisse Lundmann hatte er doch nicht für einen solchen Protz gehalten.

Von Zeit zu Zeit machte er den schwachen Versuch, ihn zu entschuldigen. Vielleicht war das ein sehr wichtiges Geschäft, das ihn verhindert hatte, ihn zu empfangen.

Aber für einen Augenblick hätte er doch kommen können. Nein, er war ein Protz!

Na, vielleicht hatte man ihn aus seinem Mittagsschläfchen geweckt. Und er war darum zornig.

Aber deshalb behandelt man einen alten Freund doch nicht so bagatellmäßig. Nein, er war ein Protz!

Olle Löderholm ging in bitteren Gedanken in den Straßen auf und ab, und schließlich lenkte er halb unbewußt seine Schritte zu einer neu eröffneten Bierkneipe, wo er hie und da eine Abendstunde zu verbringen pflegte und stets sicher war, Bekannte zu treffen.

Auch diesmal war es so. Als er hereinkam, wurde er sehr freundlich bewillkommnet. Ein Seidel stand augenblicklich vor ihm, Cigarren wurden angeboten, und Scherze hagelten von allen Enden des Tisches. Die Stimmung war ausgelassen, denn man erzählte gerade Geschichten. Ein à propos gab das andere, und die Lachsalven wollten nie verstummen. Man fühlte sich als Kameraden, als Jugendfreunde und sprach zuweilen von recht intimen Sachen.

Da war es, daß jemand das Wort „Protz" aussprach.

Protz! Gerade das, was Olle Söderholm den ganzen Abend im Halse gesteckt!

„Ja, es giebt Protzen," sagte er düster und versenkte beide Hände in die Hosentaschen.

„Ja, das will ich glauben," rief die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde.

Sie waren ja mehr oder weniger Künstler, alle Versammelten, und Künstler sind, wie man weiß, niemals Protzen. Und dann tischt jeder seine Geschichte von einem Protzen auf.

Wer nannte zuerst Nisse Lundmanns Namen in diesem Zusammenhang? Ja, das läßt sich nicht feststellen. Aber Olle war es nicht. Von dieser Sünde wußte sein Gewissen sich rein, als er nachher an die Sache zurückdachte. Es war wohl Stenhelt oder Jägerhult. Die hatten beide ein Mißtrauen gegen Lundmann. Der eine schwor darauf, daß die Bilder in seinem Salon Öldrucke wären, und der andere behauptete, daß er allen Kindern in einem Kinderheim Pfefferkuchenherzen und Blechtrompeten zu Weihnachten geschenkt hätte, um so zu einem Orden zu gelangen.

Aber dann verstummten sie und sahen Olle an.

Der Teufel, ja richtig, er und Olle waren ja gute Freunde.

Das war doch etwas zu stark für Olle. Eine Freundschaft, die die Leute nicht abhält, ihre guten Freunde so gut wie hinauszuwerfen, gegen die mußte er doch protestieren, und das that er auch mit aller Kraft. Mit der Freundschaft stand es schief!

Moderne Plastik: Tänzerin Carmencita. Nach der Statuette von A. Colombier.

Einen Augenblick dachte er daran, die Geschichte mit den Weinproben zu erzählen, aber es war doch nicht behaglich, seine eigene Demütigung vor der ganzen Gesellschaft auszubreiten. Er fühlte jedoch ein starkes Bedürfnis, Beweise dafür vorzulegen, daß er den Mann jetzt klar durchschaute, zufällig entfan er sich einiger ganz charakteristischen Züge Lundmanns, aus der Zeit, in der sie täglich zusammen waren.

Und er erzählte von der kleinen Episode mit dem Kamme, den er sich bei Nisse Lundmann für den Augenblick hatte ausleihen wollen, da sein eigener eben zerbrochen war. Nisse hatte ihn auch bereitwillig geschickt, aber sagen lassen, daß er ihn übermorgen wieder haben wollte, denn da wäre er zu einem Souper geladen.

Und er erzählte auch, wie Lundmann zuerst Direktor wurde. Das geschah nicht, als er zum Leiter der großen Bergwerksgesellschaft berufen wurde. Schon als er mit der Tasche in der Hand herumging und Konservenproben in Kaufläden vorzeigte, war er es. Er hatte einfach Direktor auf sein Thürschild und seine Visitenkarten setzen lassen, und wenn man etwas Näheres über die Unternehmung wissen wollte, die er leitete, wurde man belehrt, daß es eine Konserven-Fabrik war. Aber die Konservenfabrik lag in einem Dörfchen und sie fand Platz in einer Küche, wo seine Mama und seine Schwester Heringe in Blechdosen legten.

Moderne Plastik: Interessante Lektüre. Nach der Statuette von Fiaschi.

Die ganze Gesellschaft lachte über den Heringsdirektor, der so elegant war, daß er sich kämmte, wenn er zu einem Souper ging. Olle feierte einen Triumph als Geschichtenerzähler und unter Plaudern und Lachen zog sich der Abend hinaus. Es war über ein Uhr, als er endlich heimkam, und da hämmerte sein Kopf ganz schrecklich, sodaß er zögerte, ob er einen Brief, der auf dem Nachttischchen neben

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0008

Die durstige Ordonnanz.
Nach dem Gemälde von J. Leisten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0009

seinem Bett lag, gleich öffnen sollte. Er betrachtete ihn. Er war nicht mit der Post gekommen, denn er hatte keine Marke. Er sah die Handschrift an, aber erkannte sie nicht recht. Endlich siegte die Neugierde und er öffnete ihn.

Als er mit dem Lesen fertig war, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sah nach einmal die Unterschrift an. Sein Kopf war plötzlich so klar geworden.

Es war lauter warme Herzlichkeit, die aus diesem Briefe strömte, und der Schreiber dieser Zeilen war Nisse Lundmann.

Er nannte ihn seinen lieben alten Freund, und daß Olle am Nachmittag nicht vorgelassen worden war, beruhte nur auf einem Mißverständnis. Das Mädchen hatte seinen Namen nicht recht verstanden, und Lundmann hatte ihn für einen der vielen anderen Weinagenten gehalten, die ihn überliefen. Die Begegnung auf der Straße, bei der er es so eilig gehabt, war total aus seinem Gedächtnis entschwunden, und erst bei der Erzählung des Mädchens, wie empört er ausgesehen und wie er sich geweigert, seine Adresse zurückzulassen, war ihm der wahre Zusammenhang aufgedämmert. Aber jetzt mußte er ihm seine Gedankenlosigkeit verzeihen. Gewiß wollte er seinen Wein haben. Einhundert Flaschen für den Anfang. Und dann sollte Olle einen Tag bestimmen, an dem er bei ihm speisen konnte. Nisse Lundmann wollte noch einige gute Freunde dazu laden, und dann wollten sie den Wein kosten, und das konnte ja beinahe so gut sein wie eine kleine Reklame.

Olle schlief diese Nacht nicht gut. Er erwachte unaufhörlich und dachte immer an diesen Brief. Der hätte gerne ein bischen weniger freundlich sein können, so würde er vielleicht besser geschlafen haben.

Natürlich mußte er sich bedanken, und am Tage darauf machte er sich auf den Weg zu Nisse Lundmann, aber je näher er dem Thore kam, desto langsamer ging er.

Es war doch ein wunderliches Gefühl, da zu gehen und einen Freundschaftsdienst von einem Menschen entgegenzunehmen, den man eben erst als Protz hingestellt und klar und deutlich als Freund verleugnet hatte.

Na, er hatte nichts anderes gesagt, als die Wahrheit, und dazu hat man doch wohl das Recht. Übrigens war er ja nicht daran schuld, daß er überhaupt etwas gesagt hatte. Er konnte doch nichts für Nisses Irrtum und Vergeßlichkeit, die alles angerichtet hatte —

Endlich war er angelangt, aber als er die Thorklinke berührte, durchfuhr ihn ein unangenehmes Gefühl. Sie war klebrig. Jemand hatte sie mit einer unreinen Hand angegriffen, und nun hatte er einen Teil der Unreinlichkeit auf der seinen.

Moderne Plastik. Jugend.
Nach der Statuette von Andreoni.

Er rieb sie mit dem Taschentuch, während er zögernd die Treppe hinaufging, aber das Anhaftende wollte nicht recht fort. Würde man es vielleicht spüren, wenn er Nisse Lundmann die Hand reichte? Es widerstrebte ihm, diese Hand darzubieten. Einem guten Freunde muß man wohl immer eine reine Hand reichen können.

Nun kam er sich doch kindisch und lächerlich vor. Er vermischte ja Gott weiß welche Stimmungen, die gar nicht zusammen gehörten. Und die nächste Treppe sprang er hinauf, um sich den dummen Grillen zu entreißen.

Aber bevor er klingelte, warf er einen Blick auf seinen Anzug. War der Rock ordentlich gebürstet? Ja. Aber, die Manschetten? Oh, er hatte vergessen, reine zu nehmen. Sie waren wohl nicht gerade schmutzig, gestern abend frisch angeknöpft, und Nisse Lundmann nahm es just nicht so genau mit der Toilette. Aber vielleicht wurde er der Frau des Hauses vorgestellt, und das war doch dann ärgerlich.

Nun hatte er wirklich einen plausiblen Grund umzukehren, und das that er auch. Aber er ging nicht nach Hause, um seine Manschetten zu wechseln. Die Visite konnte ebensogut für den Nachmittag bleiben, so ersparte man Zeit. Und durch diesen Entschluß erleichtert, widmete er sich anderen Geschäften.

Aber als der Nachmittag kam und er in tadelloser Toilette auf dem Wege zu Direktor Lundmanns Wohnung war, kehrte er noch einmal um. Er fürchtete, daß dies doch nicht die richtige Zeit für einen Besuch war und wollte nicht stören.

Unentschlossen wanderte er auf und ab, entfernte sich immer weiter vom Ziel seiner beabsichtigten Visite, und stand plötzlich wieder vor der Bierstube und betrachtete die erleuchteten Fenster.

Drinnen saß gewiß die ganze Gesellschaft von gestern, lärmend und gestikulierend, wie gewöhnlich. Er glaubte sie beinahe zu sehen, in der heißen, dunklen Atmosphäre, voll Rauch und Speisedampf, und ihre Lachsalven zu hören.

Mit einem Male überfiel ihn ein erstickendes Gefühl des Ekels und er empfand eine brennende Lust, hineinzugehen, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und ihnen in deutlichen Worten seine Meinung zu sagen, daß sie nicht mehr waren, als ein Rudel alte Klatschweiber, die dahockten und sich damit unterhielten, ihren Nächsten anzuschwärzen. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und anderen alten Weibern bestand darin, daß sie es bei Bier thaten, anstatt bei Kaffee. Mit einem Ruck riß er die Thüre auf und ging hastig und nervös auf den wohlbekannten Tisch zu. Da saßen auch ganz richtig all die Zechbrüder von gestern beinahe vollzählig versammelt.

Er schlug jedoch nicht auf den Tisch, sondern setzte sich ganz bescheiden nieder, ließ sich ein Seidel Bier geben und trank es, doch mit einer so finsteren Miene, daß man ihn fragte, ob er heute schlechter Laune war. — Nein, durchaus nicht, er war nicht schlechter Laune.

„Aber etwas ist dir," sagte Stenhelt, „sonst würdest du die Löffel nicht so hängen lassen."

„Ja, seht Ihr, ich bin eigentlich hergekommen, um euch zu sagen, daß ich gestern betrunken war." Man sah einander an, außer stande, ihn zu verstehen.

„Was sollen diese Feierlichkeiten bedeuten?" fragte Jägerhult.

„Ja, denn sonst hätte ich nicht das gethan, was ich that, einen alten Freund und Kameraden verleumdet. Und ich will nur das Eine sagen, Nisse Lundmann ist ein Ehrenmann und kein Protz!" Jetzt schlug er auf den Tisch.

Man lächelte ringsum mit etwas verwunderten Mienen.

„Ja, Herr Gott," sagte Stenhelt nachgiebig, „das ist doch nichts Protziges, wenn man sich Direktor einer Unternehmung nennt, die darin besteht, Heringe in einer Küche einzulegen."

„Das ist nicht wahr," rief Olle, und schlug wieder mit der Faust auf den Tisch. „Ich habe gelogen, wenn ich sagte, daß er sich Direktor schrieb. Ich lüge immer, wenn ich betrunken bin."

„Hm, das mit dem Kamm ist wohl auch nicht wahr?" — „Nein, das ist auch eine Lüge."

„Hm, hm, die Direktorsgeschichte hörte ich auch von anderer Seite."

„Von wem denn?" — „Von Peter Granström."

„Ja, das habe ich ihm erzählt. Damals war ich auch betrunken"

Da schwieg man, und alle tranken, um die Bedeutung des Schweigens abzuschwächen.

„Ist vielleicht jemand da, der nicht glaubt, daß ich gelogen habe," fragte Olle und warf hitzige Blicke um sich. „Denn . . . mit dem möchte ich ein Wörtlein reden . . . Ich will als ein ehrlicher Kerl betrachtet werden, verstanden, und ich will, daß man mir mein Wort glaubt, seht Ihr. Und wenn ich sage, daß ich lüge, so lüge ich!"

Er schleuderte jedem Einzelnen herausfordernde Blicke zu, und es gab wirklich niemanden in der Tafelrunde, der nicht ernst und gläubig aussah.

„Sei ruhig, Olle, alter Junge," sagte Stenhelt und klopfte ihm auf die Schulter, „niemand glaubt etwas anderes, als daß du lügst."

„Gestern gelogen hast," berichtigte Olle.

„Ja, ja, gestern gelogen hast."

„Na, dann ist es gut," sagte Olle, stellte sein Seidel auf den Tisch, bezahlte, verabschiedete sich mit einem Nicken und ging ohne weiteres seiner Wege.

Drinnen schüttelte man über ihn den Kopf. Manche glaubten, daß er auch heute noch nicht ganz nüchtern wäre, andere meinten, er sei nicht recht normal. Aber inzwischen ging Olle Söderholm direkt nach Hause zu Direktor Lundmann, sprang leichtfüßig die Treppen hinauf, läutete, ohne zu zögern, und gab seinem alten Freunde einen Handschlag, daß es nur so dröhnte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0010

Liegt dir gestern klar und offen,
Wirst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Fürs Haus.

Keiner konnt noch Kunde geben,
Was das Jenseit dort thun bot;
Viele Dinge lehrt das Leben,
Doch am meisten weiß der Tod.

(Der Nachdruck unserer Original-Artikel wird strafrechtlich verfolgt.)

Mutter und Sohn.

Als er ein Knabe war, müht' sie sich Nacht und Tag,
Daß ihrem einz'gen Sohn an Keinem es gebrach.
Sie sandt' zur Schule ihn; — so neben andrer Not
Besiegte sie die Not auch um sein geistig Brot.

Wenn sie am Kübel stand, saß hinter Büchern er.
Sie sah ihm gläubig zu, verstand ihn nimmermehr.
Sie sah ihm gläubig zu, — fast schien's ihr wunderbar,
Daß er bald anders wurd', als einst ihr Gatte war.

Doch als ein Mann er ward, sprach milde er zu ihr:
„Nun ruh', lieb Mütterlein! nun ist die Reih' an mir;
Laß deinen Kübel stehn und hab' ein besser Los!
Es zittert deine Hand, — sie ruhe sanft im Schoß!"

So sitzt die alte Frau nun stille am Kamin
Und denkt an Eines nur, und denket nur an ihn!
Was an der Thüre steht der Eine so allein?
Schaut, eine Thrän' im Aug', versteckt zu ihr herein?

„O, höhnt ihr Buben nur! ich spotte eurem Hohn!
Nennt mich nur immerhin: Der alten Waschfrau Sohn.
Ich bin es stolz! mit euch — tauschte ich ewig nicht!
O Gott! erhalte mir dies liebe Angesicht."

Er tritt herein zu ihr: „O meine Mutter du!"
Er küßt den welken Mund und lächelt still ihr zu.
Sie schaut zu ihm heranf; ein Blick — so liebeschwer!
Sie schaut zu ihm herauf; — doch er zu ihr noch mehr!

Karl Siebel.

Zu Tisch.

Guter Hausfrau Lob gebührt.

Gebrannte Griessuppe. Für sechs Personen nimmt man zwei Obertassen Griesmehl, röstet solches in einem Stück recht heiß gemachtem Schmalz hellbraun, gießt dann kaltes Wasser unter beständigem Umrühren daran, würzt die Suppe mit Salz und Muskatnuß und kocht sie eine Viertelstunde. Nach dem Anrichten zieht man sie mit 1—2 Eigelb ab.

Hamburger Sauerbraten. Nachdem das hierzu bestimmte Fleisch vier Tage in Essig gelegen hat, setze man es mit dem nötigen, gewürzelten, vorher ganz heiß gemachten Speck, Salz und, nach Geschmack, einigen frischen Wacholderbeeren aufs Feuer, bis der Braten von allen Seiten gelb und halb gar geworden ist. Alsdann lasse man eine Untertasse voll geschnittene Zwiebel in Fett gelb werden, gieße ebenfalls so viel dicken sauren Rahm hinzu und lasse das Ganze noch etwa 2½ Stunden auf nicht zu schwachem Feuer kochen.

Kalbsgulasch. 1,5 kg Kalbfleisch von der Brust werden in kleine Würfel geschnitten. Während dessen bratet man ½ Pfund in Würfel geschnittenen Speck gelb aus, schneidet mehrere große Zwiebeln daran, fügt ein Stück Butter, sowie eine Prise Paprika hinzu, giebt das Fleisch hinein und läßt es unter öfterem Umrühren anbräunen, schmort es alsdann mit Bouillon von Fleischextrakt und saurer Sahne weich und kurz ein, zuletzt mache man die Sauce mit ein wenig in Wasser klar gequirltem Mehl sämig.

Schweinefleisch und Bohnen. Man lasse die weißen Bohnen, nachdem sie über Nacht im Wasser weichten, tüchtig eine halbe Stunde kochen, sodann bestreiche man eine Blechschüssel mit Fett, schütte die abgegossenen Bohnen hinein, schneide darnach gesalzenes Schweinefleisch von dem Rippenstück, welches auch schon fast weichgekocht sein muß, in schöne, fingerdide Schnitten, belege die Bohnen damit, streue oben darüber einen Theelöffel gestoßenen Ingwer und einen Theelöffel voll Pfeffer, und backe nun, bis die Speise oben recht braun und knusperig ist.

Altdeutsche Heringstunke. Dazu nimmt man 3—4 Heringe, wässert sie reichlich und schneidet sie, nachdem die Haut abgezogen, in zwei Hälften der Länge nach aus den Gräten. Darauf schneidet man dieselben in nicht zu kleine, fingerbreite Streifen. Ein entsprechendes gutes Teil Zwiebeln wird in Würfel geschnitten und in Butter weichgeschwitzt, der Hering dazugethan, aber nur einmal mit aufgeschwitzt, weil er sonst ganz zergeht, und der Charakter der Tunke es erfordert, daß die Heringsstücke ganz bleiben. Darauf wird wenig Wasser, nur so viel man braucht mit einem kleinen Theelöffel Mehl glattgerührt und etwas gestoßener Pfeffer hinzugethan und, nachdem es einmal aufgekocht, mit Kartoffeln in der Schale als herrliches Abendbrot für sechs gesunde Jungen gegeben.

Birnen in Zucker und Essig. Auf 2 kg Birnen nehme man 1 kg Zucker, ¾ l Essig, 1 Stange in Stücke gebrochenen Zimt und einige Nelken. Die Birnen schäle man ab, steche das Kernhaus aus und schneide die Stiele ab. Nachdem der Zucker in wenig Wasser klar gekocht, thut man den Essig mit Zimt und Nelken dazu, läßt ihn aufkochen, giebt die Birnen hinein, läßt sie langsam kochen, bis sie gar sind, nimmt sie dann heraus und füllt sie in Einmachgläser. Nach dem Kochen entfernt man Zimt und Nelken, weil sonst die Birnen braun werden. Den Saft läßt man noch etwas einkochen und gießt ihn dann heiß über die Birnen.

Fleischsalat. Übrig gebliebenes Suppenfleisch wird fein gewiegt und mit folgendem Beiguß vermengt: Einige hartgekochte Eidotter werden mit etwas Essig fein verrührt, hierzu fügt man feines Öl, Salz, Pfeffer, feingehackte Zwiebeln. Man nimmt saure Gurken unter den Salat und mengt ihn einige Stunden vor dem Anrichten.

Kartoffelpuffer. Kartoffeln werden geschält und gerieben und mit Wasser und Milch abgebrüht, ausgedrückt und Milch zugegossen, bis dies eine nicht zu dicke Masse wird, Eier, Salz und Zucker hineingequirlt, in einen nicht zu hohen Tiegel gegossen und in Fett oder Butter auf beiden Seiten gebacken.

Das Trocknen der Pilze geschieht entweder in der Sonne, auf dem Herde oder im Backofen. Die kleinen Schwämme werden an eine Schnur gereiht und aufgehängt; die größeren schneidet man zunächst in Stücke, legt sie auf Horden oder weißes Papier, aber niemals auf Kuchenbleche. Die getrockneten Pilze müssen in einem trockenen Raume in Gläsern oder in Papierdüten hängend aufbewahrt werden. Will man die getrockneten Pilze verwenden, so muß man sie vor dem Gebrauche wie getrocknetes Obst in lauwarmem Wasser einweichen, oder man zerstoße sie zu Pulver und füge dasselbe als Würze zu den Saucen. Manche Hausfrauen zerstoßen die Pilze gleich nach dem Trocknen zu Pulver und bewahren dieses in Gläsern auf.

Probatum est!

Ordnung hilft haushalten.

Glänzend gewordene Stellen an Kammgarnstoffen lassen sich beseitigen, indem man dieselben mit verdünntem Salmiakgeist (1 Teil Salmiak auf 10 Teile Wasser) tränkt, und dann mit einer Bürste, die in warmes Wasser getaucht ist, tüchtig ausbürstet. Statt der Salmiaklösung kann man auch Gallseife verwenden. Die Flecken sind dann nochmals in reinem Wasser nachzuwaschen.

Um Petroleum zu verbessern, giebt man in das Bassin der Lampe, je nach dessen Größe, 1 Theelöffel bis 1 Eßlöffel voll Kochsalz. Dasselbe braucht sehr selten erneuert zu werden. Man kann auch eine Handvoll Salz in die Petroleumflasche oder -Kanne thun, um dieselbe Wirkung zu erreichen. Das Petroleum brennt entschieden heller und explodiert weniger leicht.

Tinte zu konservieren. Zu den besten Konservierungsmitteln für Tinte gehören Salicylsäure und Borsäure. Von ersterer reichen 10–20 g aus, um 100 l Tinte vor Schimmelbildung zu schützen. Auch soll es genügen in das Tintenfaß einfür allemal eine kleine Quantität Salicylsäure zu geben. Borsäure kann man in der Weise zur Tintenconservierung verwenden, daß man ein Leinwandsäckchen, mit der entsprechenden Menge von Borsäure (perlmutterartig glänzende Kristalle) gefüllt, z. B. für 100 l Tinte ca. 100 g, in die Flüssigkeit hängt, in der sich die Säure allmählich löst.

Grangewordene schwarze Seide aufzufrischen. Schwarze Seide, Spitzen u. s. w., welche grau geworden, werden wieder prachtvoll schwarz, wenn sie mit nachfolgender Mischung aufgebürstet werden. Für 5 Pfg. Lavendelspiritus, für 5 Pfg. Schwefeläther und für 5 Pfg. Ammoniak vermischt man mit ½ l Regenwasser und stellt die Mischung 24 Stunden in die Erde. Man bürstet rechts auf und plättet, wenn der Stoff fast trocken ist, links recht heiß. Um das Hartwerden der Seide zu verhindern legt man beim Plätten ein Tuch darüber.

Ein Hektograph wird folgendermaßen hergestellt: 1 kg Leim wird in Wasser 24 Stunden weichen gelassen, dann gießt man das Wasser ab und schmilzt den Leim über Feuer (im Wasserbade); unter beständigem Umrühren werden hinzugefügt: ¼ kg Glycerin, 100 g Zuckersyrup, 50 g Oxalsäure und wenn alles gut gemischt ist, wird die Masse in die Hektographenform (am besten flacher Blechkasten) ausgegossen.

Englisches Pflaster selbst zu bereiten. Man gieße auf 10 g in feine Streifchen geschnittene Hautenblase ein kleines Gläschen voll Wasser. Ist die Hausenblase erweicht, so kocht man sie mit mehrmaligem geringen Wasserzusatz gut durch und streicht sie mittels eines Pinsels auf rosa oder schwarzen Taffet. Sobald der erste Anstrich vollständig trocken ist, wiederholt man das Anstreichen, bis die Hausenblase verbraucht ist. Die Rückseite des Stoffes bestreicht man mit Benzoe-Tinktur.

Ein zu empfehlendes Räuchermittel 30 g Benzon, 50 g Storax werden mit 300 g Weingeist übergossen, dazu kommen 10 Tropfen Bergamottöl, 5 Tropfen Nelkenöl, 5 Tropfen Lavendelöl. Diese Mischung wird, nachdem sich Benzon und Storax gut mit dem Weingeist verbunden, die wohlriechenden Öle hinzugefügt sind, tüchtig geschüttelt und geben, einige Tropfen davon auf eine heiße Platte gegossen, einen herrlichen Geruch.

Hausarzt.

Vorsicht ist zu allen Dingen gut.

Das Massieren, vielfach als Modesache betrieben, ist schmerzlich, umständlich und teuer, heilt aber nicht, ist vielmehr oft geradezu schädlich. Anstauungen und Verhärtungen des Blutes und der Säfte in den Adern und Muskeln können zwar aufgelöst werden, aber die Ausleitung fehlt, und es geschieht, daß das Blut, indem es gewaltsam aus den Arterien gepreßt wird, zu faulen beginnt, daß die faulen Stoffe die Haut zerfressen und sich durch Geschwüre einen Ausgang erzwingen. Weit rationeller ist die Verabfolgung von kalten Ober-, Voll- oder Blitzgüssen. Sie sind nicht schmerzhaft und nicht teuer, wie jene, sie leiten aus und kurieren den ganzen Körper.

Was thut man gegen Fremdkörper im Ohre? Zunächst muß man sich gegenwärtig halten, daß ein normaler Gehörgang auf einen nicht gerade besonders verletzenden Fremdkörper nicht reagiert, d. h. der Fremdkörper im Ohre ist für die Thätigkeit des Gehörorganes an sich keine Gefahr. Man soll sich aber hüten einen Körper hastig entfernen zu wollen, erstens ist dies, wie aus dem Gesagten hervorgeht nicht notwendig, zweitens aber kann es zu bedeutender Schädigung führen. In beinahe allen Fällen kann der Fremdkörper durch Ausspritzen des Gehörganges entfernt werden. Ist aber die Anwendung eines besonderen Instrumentes notwendig, so sollte dieselbe durch einen Ohrenarzt vorgenommen werden, der das Ohr mit dem Otoskop untersuchen kann und mit der Behandlung dieses Organes vertraut ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0011

Dexter-Bild.

Wo ist denn die Fischfrau jetzt?

Nur nicht ängstlich. Eine eigentümliche Entschädigungsklage kam unlängst vor der Superior Court in New Haven, Connecticut, zum Austrag. Fräulein Ethel Bartholomeo und ihr Vater klagten gegen den Farmer J. Parmelee von Wallingford, weil der letztere die junge Dame nach Eintritt der Nacht mit dem Geschrei „Bu, bu!" verfolgt und dadurch das Nervensystem der Verfolgten empfindlich geschädigt haben soll. Fräulein Ethel verlangte für ihre zerrütteten Nerven die Kleinigkeit von 40000 Mk. Entschädigung, der Gerichtshof sprach ihr aber nur 4000 Mk. zu. Herr Parmelee ist jedoch der Ansicht, daß sein harmloses „Bu, bu!" auch mit 4000 Mk noch viel zu teuer bezahlt sei und gedenkt gegen das Urteil der ersten Instanz Berufung einzulegen.

Der nicht erkannte Gardeleutnant. Die durch Rudyard Kipling in Bloemfontein ins Leben gerufene Feldzeitung „The Friend" bringt folgende hübsche Anekdote über Lord Raleigh, einen der adelstolzesten englischen Garde-Offiziere. Der Leutnant, der mit den Gardegrenadieren unter Methuen am Modderriver lag und eines Tages an einer verbotenen Stelle des Flusses badete, wurde von einem patrouillierenden Korporal aufgefordert, sofort ans Land zu kommen. Eiligst sprang der indignierte Lord ans Ufer und schrie den verblüfften Korporal zornig an: „Sie Tölpel! Können Sie denn nicht sehen, daß ich Offizier bin??"

Ein schöner Titel. Auf dem Theaterzettel einer Gastspielgesellschaft, die zur Zeit in der Hauptstadt eines kleinen deutschen Fürstentums ihre Vorstellungen giebt, legt sich der Herr Direktor einen klangvollen Ehrentitel bei; er fügt seinem Namen hinzu: „Inhaber des Prädikates für höheres Kunstinteresse für das deutsche Reich." Gemeint ist damit natürlich, daß der glückliche Prädikatinhaber eine Konzession für Theatervorstellungen besitzt; in dieser Konzession wird zwischen den Theateraufführungen, die ein „höheres Kunstinteresse" haben, und zwischen Variétevorstellungen, denen ein solches Interesse nicht zuerkannt wird, unterschieden.

Höchte Anpreisung. „Sehe ich in dem alten Rock denn auch wirklich anständig aus?" — Trödler: „Anständig — ich sag' Ihn, wenn Sie komm'n in dem Rock zu mir und wollen meine Tochter, — Sie krieg'n Sie.

Kathederblüte. „Meine Herren, wenn Sie nach dem Angeführten die Frage an sich richten, ob Alexander oder Napoleon der größere Stratege war, so müssen Sie dieselbe mit einem entschiedenen Ja beantworten."

Eine Douche. A.: „Gestern auf dem Ball war ich der Mann, um den sich alles drehte. — B.: So betrunken waren Sie?

Bildertext.

Großfürstin Helena Wladimirowna (Porträts Seite 297), hat sich mit dem Prinzen Louis Napoleon, einer der französischen Kronprätendenten, welcher in russischen Militärdiensten steht, heimlich verheiratet. Die Großfürstin ist eine Cousine des russischen Kaisers und am 29/12 Januar 1882 geboren. Ihr Gemahl ist 18 Jahre älter wie sie und steht beim Zaren in außerordentlichen Gunst, wie er diesen auch auf der Pariser Reise begleitete.

Prinz Henry von Orleans (Bild Seite 298), der älteste Sohn des Herzogs von Chartres, ist am 9. d. M. auf einer Orientforschungsreise in Saigon, Französisch-Indien, einem qualvollen Tropenleiden im Alter von 34 Jahren erlegen. Er hat mehrere Forschungsfahrten durch Centralafrika gemacht. Die Royalisten verlieren mit seinem jähen Hinscheiden eine ihrer Zukunftshoffnungen, da er viel ehrgeiziger und auch volkstümlicher als der Chef des Hauses Bourbon-Orleans, der Herzog Philipp, war.

Kapselrätsel.

Andante
Babelsberg
Gastein
Grossenhain
Kantine
Pflastersteine
Schleimhäute
Uebernahme

In jedem der acht nebenstehenden Wörter ist ein anderes Hauptwort eingekapselt. Werden die eingekapselten Wörter nach ihrer Bedeutung wie folgt geordnet: 1. Philosoph. 2. biblischer Name. 3. Haustier. 4. Bindemittel. 5. Mineral. 6. Schweizer Stadt. 7. Blume. 8. italienischer Dichter; — so ergeben die Anfangsbuchstaben im Zusammenhang den Namen eines bekannten Badeortes.

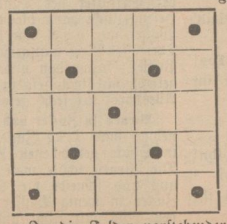
Zifferblatträtsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

An Stelle der Ziffern des Zifferblattes sind die Buchstaben AA, BB, EE, G, LL, M, N, R derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:

1—3 bekannter Rechtsgelehrter und russische Stadt.
1—6 rheinische Stadt.
2—3 Maß.
2—5 Körperteile.
4—8 Vielheit.
5—8 geographische Bezeichnung.
5—9 Himmelsbewohner.
7—10 Farbe.
8—11 Insel im Mittelmeer.
11—1 Nebenfluß des Rheins.
11—2 spanischer Feldherr.

Füllrätsel.



1. Biblischer Name eines Berges.
2. Persischer Liederdichter.
3. Römischer Kaiser.
4. Musikinstrument.
5. Gottgeweihte.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAAA, BB, EE, E, G, HH, II, LL, NNN, OOO, R, S, V derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben, während die beiden durch schwarze Felder bezeichneten Querreihen eine mitteldeutsche Stadt und eine böhmische Stadt bezeichnen.

Tauschrätsel.

Wand — Saul — Waden — Bier — Mauer — Base — Rade — Baum — Karten — Mars — Reihen — Wort — Rast — Ziel — Hans — Wahl — Nabel.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden. Die eingefügten neuen Buchstaben müssen im Zusammenhang eine zumal für den Landwirt wichtige Schutzmaßregel bezeichnen.

Buchstabenrätsel.

Zum Klaus kommt wer. „Was wünschen Sie?"
„Ich bin ein l und heiße i.
„Dort auf der Flur, bei ihrer r
Hat attakiert mich Ihre Kuh.
So g sie ist, so wütend war
Sie und erwischt mich auf ein Haar.
Doch was ich schuf, hat sie zerstört.
Nun zahlen Sie, wie sichs gehört."

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. a10, K, 8; b10, K, D, 9, 8, 7; dA.
M. a, b, c, dB, aA, D, 7; bA; cA; dK.
H. a9; c10, K, D, 9, 8, 7; d10, D, 9.
Skat: d8, d7.

Spiel:

1. B. b10, bA, a9 (—21). 2. H. c10, a10, cA (—31).
3. B. dA, dK, d10 (—25). Damit haben die Gegner 77.

Diamanträtsel.

F
A R M
M E I S E
S C H E L D E
F R I E D R I C H
P F A R R E R
F E I L E
A C H
H

Kapselrätsel.

Wer will haben gute Ruh,
Seh' und hör' und schweig dazu.

Delphischer Spruch.

Sonde, Sonne.

(Der Nachdruck unserer Original-Aufgaben ist verboten.)

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk., pränumerando durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 75. Nebra, Sonnabend, 21. September 1901. 14. Jahrgang.

Die Boerenrepubliken und der Schiedsgerichtshof.

Vor einigen Tagen ist dem Verwaltungsrat des permanenten Schiedsgerichtshofes im Haag folgende Adresse zugegangen:

Die unterzeichneten Bevollmächtigten der Südafrikanischen Republiken haben die Ehre, im Auftrage dieser beiden Staaten Ihre Aufmerksamkeit auf folgendes zu lenken:

Am 9. April d. empfingen die Vertreter der beiden Staaten von dem damaligen Vorsitzer Ihres Rates die Mitteilung, daß der permanente Schiedsgerichtshof im Haag errichtet sei. Dabei wurde die Aufmerksamkeit in der Hauptsache auf die Bestimmungen der Haagschen Konvention vom 29. Juli 1899 betreffs der friedlichen Beilegung internationaler Streitfragen gelenkt, denen zufolge der Schiedsspruch des permanenten Hofes sich auch auf Streitfragen zwischen Mächten erstrecken kann, die den Vertrag nicht unterzeichnet haben, oder auch zwischen Mächten, von denen die eine den Vertrag nicht, die andere wohl unterzeichnet hat.

Sofort nach Empfang dieser Mitteilung ist im Namen der Regierung der beiden durch die Unterzeichneten vertretenen Staaten an Se. Exzellenz den damaligen Vorsitzer Ihres Rates die Mitteilung ergangen, daß die Regierungen sich glücklich erachten würden, falls der in Südafrika geführte Krieg durch einen Schiedsspruch des Hofes beendet werden könnte.

Da der Krieg nun beinahe zwei Jahre gedauert hat und das Ende desselben nicht anders zu erbliken ist als längs des Weges, den die Mächte noch vor kurzem als das entscheidende und dabei billigste Mittel bezeichnet haben, um internationale Streitfragen zu schlichten, nämlich durch Schiedsspruch, muß die Wünschenswürdigkeit einer solchen friedeliebenden Beendigung für beide Parteien stets mehr anerkannt werden.

Die Unterzeichneten glauben deshalb, das schon vor Ausbruch des Krieges an Sie gerichtete und durch England verworfene Gesuch wiederholen zu müssen.

Die Unterzeichneten haben dabei auch die Frage im Auge, ob England mit Recht behauptet, daß durch beide Republiken Thaten verrichtet worden sind, die darauf abzielen, das englische Element in Südafrika zu unterdrücken oder von dort zu vertreiben, und, im allgemeinen, ob sich die Republiken irgend welche Handlung haben zu schulden kommen lassen, die nach internationalen Begriffen England das Recht gäbe, ihnen ihre Unabhängigkeit abzuerkennen.

Die Unterzeichneten wiederholen das damals ergangene Gesuch jetzt mit mehr Vertrauen, da der permanente Schiedsgerichtshof auf Antrag Englands selbst ins Leben gerufen worden ist, und da der Vorsitzer Ihres Rates ihre Aufmerksamkeit auf die oben vermeldeten Bestimmungen des Art. 26 der Haagschen Konvention gelenkt hat.

Die Unterzeichneten fügen an Obenstehendes noch hinzu, daß England schon bei Anfang des Krieges damit begonnen hat und noch fortfährt, die allgemeinen, auch durch diesen Staat anerkannten und durch die Haagsche Konvention vom 29. Juli 1899 feierlich bekräftigten Kriegsbestimmungen zwischen zivilisierten Völkern mit Füßen zu treten.

Die Regierungen der durch Unterzeichnete vertretenen Staaten sind bereit, obiges betreffend den Beweis der Wahrheit anzutreten.

Da England fortfährt, die Verletzungen des Kriegsrechts zu leugnen, so glauben die Unterzeichneten, auch in dieser Streitfrage den Spruch des Permanenten Schiedsgerichtshofes verlangen zu müssen.

Die Unterzeichneten wissen, daß zur Erlangung eines solchen Schiedsspruches die Zustimmung Englands erforderlich ist, sie sind deshalb so frei, Ihren Rat zu ersuchen, diese Zustimmung zu erlangen, oder zu versuchen, solche durch Ihre Vermittelung oder die der durch Sie vertretenen Regierungen zu erlangen.

Zu diesem Schritt fühlen sie sich um so mehr ermutigt, als das Ganze mit dem großartigen Grundgedanken des Art. 27 vorgenannten Vertrags übereinstimmt.

deten Nationen." Hoffentlich Zwischenfall die Festlichkeiten, die aus s Zarenbesuches programmmäßig vor

Besorgnis vor einem Atten- der Marnepräfekt einen Polizeibefehl cht, wonach während des Aufent- des Zaren niemand die Straßen, Kaiser passiert, betreten darf. Die müssen geschlossen bleiben. onen, die Fenster bleiben, müssen der bekannt gegeben werden. Diese Maß- sen den allgemeinen Widerspruch der ng hervor.

nister Méline scheint eingesehen daß für ihn im französischen Partei- hts mehr zu holen ist. Angeblich uerfälle in der Familie niedergedrückt, einen Entschluß kund, der Politik agen.

Italien.

Papst befindet sich wohl, so ver- Wolffsches Telegramm aus Rom vom mit dem Bemerken, das in Umlauf ge- ficht, der Papst habe während des s der französischen Pilger oder nach einen Ohnmachtsanfall ge- nbegründet.

Holland.

holländischen General- (Kommern) wurden am Dienstag von sin Wilhelmina mit einer Thronrede

ozialdemokratischen Abge- n in Holland beabsichtigen, gleich ordneten der anderen Parteien sich

um dort den durch die Verfassung vorgeschriebenen Eid vor der Königin abzulegen. Vor vier Jahren haben die Herren van Kol und Toelstra das nicht getan und gewartet, bis es durch königlichen Beschluß ihnen gestattet war, den Eid in die Hände des Vorsitzenden der zweiten Kammer abzulegen. Wenn sie jetzt „ins Palais gehen", so geschieht das, weil sie Gewicht darauf legen, daß sie sogleich mit den übrigen Abgeordneten ihr Mandat ausüben können.

Balkanstaaten.

*Zum französisch-türkischen Konflikt wird gemeldet, in den Athener politischen Kreisen werde versichert, die französische Regierung habe angeordnet, daß bei Verschärfung des Streitfalles mit der Türkei die Insel Rhodus besetzt werde, um diese bis zur völligen Genugthuung seitens der Pforte zu behalten. Die englische Regierung habe mit diesem Falle sehr ernst gerechnet und bereits dem britischen Mittelmeergeschwader bestimmte Befehle erteilt, damit dieses sofort an einer weiter nördlich gelegenen Insel des Aegäischen Meeres vor Anker gehe und Chios oder Thasos als „Ausgleichsobjekt" besetze.

*Ein englisch-türkischer Streitfall, der dadurch entstanden war, daß der Kommandant eines englischen Kriegsschiffes im Persischen Meerbusen sich weigerte, die türkische Korvette „Schab" Truppen in Koweit landen zu lassen, wurde auf Grund eines zwischen der Pforte und der englischen Regierung getroffenen Einvernehmens beigelegt.

Amerika.

*Aus dem Ergebnis der amtlichen Leichen-Untersuchung wird gegen die Aerzte der Vorwurf abgeleitet, daß die von ihnen anfänglich gestellte Diagnose eine irrige gewesen sei. Noch am Donnerstag teilten sie mit, daß keine Spur von Brandigwerden der Wunde vorhanden sei und blieben bis zuletzt dabei, daß der Magen das einzig angegriffene Organ und der Tod eine Folge von Herzschwäche gewesen sei. Nun beweist die Untersuchung, daß der Fall durchaus hoffnungslos war. Der Spezialist Dr. Mac Burney, der diese Ansicht von vornherein vertrat, hat den Untersuchungs-Bericht nicht unterzeichnet.

*Mac Kinleys Vermögen beträgt zweihunderttausend Dollar, die Hälfte in bar und in Obligationen. Seine Lebensversicherung beträgt sechzigtausend Dollar, der Grundbesitz hat einen Wert von vierzigtausend Dollar. (Für den Präsidenten der Ver. Staaten ist das nicht viel.)

*Dem Attentäter wird, wie bereits kurz gemeldet, schleunigst der Prozeß gemacht werden. Die Anklagejury hat bereits eine für begründet erklärte Anklage auf „Mord im ersten Grade" erhoben.

*Die Gerüchte über weitere geplante Attentate wollen inzwischen nicht verstummen. Man will von einem neuen anarchistischen Anschlag gegen Roosevelt Kunde haben. In Cleveland wurde ein gewisser Things verhaftet, der angeblich einer Gesellschaft angehören soll, die einen Preis auf Roosevelts Kopf ausgesetzt habe. Andere ebenso abenteuerliche, aber völlig unkontrollierbare und meist unglaubliche Gerüchte halten die Gemüter ebenfalls in beständiger Aufregung.

Afrika.

*Vom Kriegsschauplatz in Südafrika berichtet die „Daily Mail" aus Kapstadt, dort herrsche große Erbitterung infolge des Vorschlages, den Belagerungszustand über die Stadt zu verhängen. Der Vorschlag rühre von Kitchener her und werde vom Gouverneur der Kolonie unterstützt. Bürgerschaft, Presse und das Ministerium sind entschlossen, den Vorschlag aufs äußerste zu bekämpfen.

Asien.

*In Peking sind am Dienstag chinesische Truppen wieder eingezogen. Zugleich fand die Uebergabe der „verbotenen Stadt" an die chinesische Behörde durch Amerikaner und Japaner statt.

Behandlung deutscher Reichsangehöriger.

Wie die deutschen Reichsangehörigen in Südafrika von den Engländern behandelt werden, davon zeigt nachstehendes einen Beweis. [illegible] Deutscher hatte sich in Johannesburg eine feste Position geschaffen, vorselbst ein Mädchen aus Offenau geheiratet, und es ging den Leuten recht gut, bis die Engländer nach Johannesburg kamen. Der Mann war Vertreter einer Großbrauerei und die Frau betrieb im gleichen Hause eine flottgehende Gastwirtschaft. Alsbald nach dem Einzug der Engländer wurden bei ihnen Haussuchungen vorgenommen, man nahm ihnen unter Assistenz eines englischen Offiziers alle Warenvorräte, Zigarren, Zigarretten rc., und schließlich wurde der Ehemann wegen Verdachts der Beteiligung an einem Komplott gegen Roberts auf der Straße kurzerhand verhaftet und weggebracht. Alsdann beraubte man die Frau weiter und vertrieb auch sie schließlich im Juli v., nur mit dem Allernotwendigsten versehen, mit ihrem sechs Monat alten Kinde aus dem Hause. Sie wurde zehn Tage auf einem offenen Kohlenwagen, meist mit männlichen Italienern zusammen fortransportiert, und sollte zu ihrem Mann kommen, fand ihn aber nicht. Ein Schreiben nach Johannesburg an die dortige Behörde kam mit dem Vermerk als „Unbestellbar", aber zugleich mit einem anderen (englischen) Kouvert versehen, wieder zurück. Auf der Reise wurde der Frau ihre Sparsumme von 5000 Mk. gestohlen. Vollständig mittellos wurde sie dann nach einigen Tagen entlassen, ohne ihren Mann gefunden zu haben. Schließlich kam sie zu Schiff nach Wissingen und traf im September nach dreimonatigem Umherziehen bei Verwandten ihres Mannes in Frankfurt a. M. ein, wo sich auch inzwischen ihr Mann eingefunden hatte, der von den Engländern mangels Beweises freigelassen worden war. Durch Verwandte wurden die Leute nun notdürftig unterstützt, denn die Frau war in vollständig zerfetzten Kleidern angekommen, und hat der Mann jetzt endlich seit einigen Wochen in Dormstadt Arbeit gefunden. Hoffentlich wird wenigstens erreicht, daß ihnen eine Entschädigung zu teil wird.

Von Nah und Fern.

Man muß sich zu helfen wissen. Während ihres Aufenthalts in Kiel erlebte die Kaiserin von Rußland ein heiteres Abenteuer, von dem das „Berl. Tgbl." näheres berichtet: Am Sonntag besuchte die Zarin mit ihrer Schwester, der Prinzessin Heinrich, die Kunstausstellung von Hulbe in der Dänischen Straße in Kiel. Die Kunde davon verbreitete sich bald und vor den Schaufenstern sammelte sich eine Menschenmenge, die von Minute zu Minute anschwoll. Als die Zarin die große Menschenmenge bemerkte, erkundigte sie sich, ob nicht noch ein anderer Ausgang vorhanden sei; ein solcher Ausgang war nun zwar vorhanden, aber durch eine Planke versperrt. Kurz entschlossen forderte die Zarin eine Leiter, mit Hilfe derselben überstiegen Zarin und Prinzessin die Planke und langten glücklich auf dem Nachbar-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219010921-13/fragment/page=0013